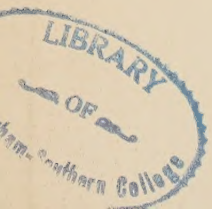
PVZ

M. Paul Phillips Library
Birmingham-Southern
College

WITHDRAWN
FROM B'ham-Sou.
College Lib.

LIBRARY
OF
BIRMINGHAM-SOUTHERN
COLLEGE



M. Paul Phillips Library
Birmingham-Southern
College

PVZ

Digitized by the Internet Archive
in 2024

https://archive.org/details/simsondasschickf0000feli

FELIX SALTEN

Gesammelte Werke

in Einzelausgaben

FELIX SALTEN

Simson

Das Schicksal eines Erwählten

ROMAN

2/23/32
WITHDRAWN
FROM B'ham-Sou.
College Lib.

1928

PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN / WIEN / LEIPZIG

Salten

1.—10. Tausend

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1928 by Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Berlin, Wien, Leipzig
Einbandentwurf von Rudolf Geyer. Druck der Waldheim-Eberle A. G., Wien

PT
2637
WITHDRAWN
FROM B'ham-Sou.
College Lib.
1928

Simson

Das Schicksal eines Erwählten

„Wenn ihr die Bibel leſt und haltet euch an die Buchſtaben, ſo werdet ihr in die Irre geraten. Ihr müſſet euch an die Menſchen halten und an den Schimmer, den ihre Seelen verbreiten.“

Der Eremit vom Berge Amiata.

„Ein Verrat wie dieſer iſt undenkbar und darf auch nicht gedacht werden.“

Die Seherin von Zaphor.

Er lag flach auf dem Boden, spähte über den Rand der Grube und lauschte.

Noch sah er nicht viel, nur ein Gewirr von grauen Schatten, denn die frühe Dämmerung begann erst jetzt den schwarzen Schleier der Nacht zu lüften.

Aber er hörte die dort unten bellen und winseln, heulen und jappen, die Schakale und Füchse, die er zusammengefangen und in die Grube hier geworfen hatte. Sie konnten die graden Wände nicht hinauf, so heftig sie's auch versuchten; sie rasten vor Hunger, Angst und Sehnsucht nach Freiheit.

Simson lächelte.

Der frische Duft, den die reifenden Felder am Morgen atmeten, der salzige Hauch, der vom nahen Meer herüberwehte, zerriß vor dem scharfen widerlichen Geruch, der den Tieren da drunten entströmte.

Simson kehrte sich nicht daran.

Lächelnd schaute er in die Grube nieder, die nun langsam heller und heller wurde, betrachtete lächelnd dies wilde Gewimmel ineinandergedrängter Leiber, aufgeregt peitschender Ruten, spitzer Schnauzen, bissig gehobener Lefzen und fletschender Zähne.

Jetzt erblickten ihn die Gefangenen, nahmen sein Haupt wahr, das im aufschimmernden Frühlicht hoch über ihnen hing. Sie erkannten ihn, sie hatten seine Faust gefühlt, sie waren seinen jähen Griffen zum Opfer geworden und sie fielen jetzt in wahnsinnige Angst, in tobende Wut. Sie wurden gehässig herausfordernd oder bettelhaft demütig. Ein heulender, wimmernder Chor schwoll Simson entgegen.

Der lachte. „Ihr kleinen Räuber . . . jetzt müßt ihr den großen Räubern Verderben bringen!"

Er nahm den Strick, der neben ihm bereit lag, drehte eine Schlinge, warf damit in die tolle Schar und fing einen Schakal heraus. Das quiekende, zappelnde Tier zog er an dem Hinterbein, um das sich die Schlinge gewunden hatte, hoch. Der Schakal biß um sich, als er oben landete und festen Boden fühlte. Doch Simson drückte ihn mit der flachen Hand so platt nieder, daß er nur knurren und sich nicht regen konnte. Dann holte er den zweiten. Der kam, den Strick um den Hals, röchelnd wie ein Gehenkter. Er war betäubt, als ihn Simson löste und neben den andern hinwarf. Simson band die Schwänze der beiden zusammen, indessen er die Tiere mit der Fußsohle hielt, daß sie sich nicht zu widersetzen vermochten. Zwischen die beiden Schwänze flocht er ein Bündel trockenen Schilfrohres, das er entzündete. Lichterloh flammte das auf.

„Vorwärts!" rief er lachend und gab die Gefesselten seines Fußes ledig. Sie sprangen auf, den knisternden

Brand im Rücken, atemlos vor Entsetzen, schleiften einander, überkugelten sich, drehten sich in Kreisen, gehetzt von Todesangst, und tobten querfeldein.

Simson stand und sah ihnen nach, wie sie im hohen, reifen Getreide verschwanden. Er sah, wie sie sich darin in ruckweisen Stößen heftig hin und her bewegten, wie sie bald dorthin, bald daher gerieten. Man konnte immer merken, wo sie sich befanden, denn überall, wo sie sich tummelten, sprang der Brand in die dichten Halme, züngelte Feuer auf, wirbelte dunkler Rauch in die morgenklare Luft.

Simson wurde ernst. „Das geht," murmelte er, „geht besser, als ich dachte."

Er warf sich wieder zu Boden, griff wieder zum Strick und holte Fuchs um Fuchs, Schakal um Schakal aus der Grube. Den armen Tieren half kein Sträuben, kein Knurren, Fauchen und Schnappen. Er fuhr den Wütendsten in das Maul, das zubeißen wollte, zerbrach ihnen die Kieferknochen im Gelenk, machte sie wehrlos, band sie mit ihren Ruten aneinander, paarweise, zu dreien und vieren, pflanzte das flackernde Rohrbüschel auf ihre gequälten Leiber und hetzte sie in die üppigen Saaten.

Bald tummelten sich überall im Getreide die springenden lebendigen Fackeln, die kreisenden Brandstifter, die vernichteten Vernichter.

Als die Sonne wunderbar feierlich und schnell, wie von dem seltsamen Schauspiel gelockt, aufging, da waren die Fluren weithin zerwühlt, bis gegen Thimnath und Gasa, die Weinstöcke geknickt, die Ölbäume entlaubt.

Das rote Feuer tanzte über die Ähren und Reben, schwang sich in die Wipfel der Bäume und schwenkte seine grauschwarze Rauchfahne zum blauen, goldstrahlenden Himmel.

Die Schnitter, die zur Ernte hatten ausziehen wollen, standen von fern und jammerten.

Simson schaute in seine Grube. Ein einziger Fuchs war übriggeblieben, rannte mit hängender Zunge umher, setzte sich manchmal ungeduldig in die Hinterbeine, hob den Kopf, winselte und bellte. Da warf Simson den Strick nach ihm und holte den Zappelnden herauf.

„Sei ruhig", sprach er zu ihm und hielt dem Tier, das sich wie wahnsinnig gebärdete, behutsam die Schnauze zu. „Sei doch ruhig," sprach er, „dir geschieht nichts." Er löste ihm die Schlinge und warf ihn mit sanftem Schwung ins Gras: „Lauf'!" rief er, „lauf', du bist frei!"

Der Fuchs rannte wie besessen davon.

Simson lachte hinter ihm her.

Da schlug ihn eine harte Hand auf die Schulter. Rasch wandte er sich um.

Zemeah stand vor ihm, riesenhaft, gewalttätig und erbittert. „Du hast das getan?" schrie er und wies mit ausgestrecktem Arm in das brennende Gelände. „Du?"

Simson entgegnete verächtlich: „Ich bin dir nicht Antwort schuldig."

„Des Todes bist du schuldig, du Verruchter!" rief der andere und zog sein Schwert.

Im nächsten Augenblick aber blitzte die blanke Klinge hoch in der Luft und sauste in weitem Bogen zur Erde. Simson hatte sie seinem Gegner aus der Faust geschlagen, dann griff er dem Zemeah an den Gürtel, zog ihn ganz zu sich heran, flüsterte ihm nah in das zornrote Antlitz: „Ich hab' mit dir nichts zu reden!", hob den wuchtigen Mann auf wie ein Püppchen und schleuderte ihn weit von sich weg.

Betäubt blieb Zemeah liegen.

Simson ging seiner Wege, ohne sich umzuschauen. Er wurde ruhig und wurde fröhlich. Im freudighellen Glanz dieses Morgens erglühte seine Jugend. Er sah nur den reinen Himmel über sich, die zarte, blaugrüne Ferne des Horizonts, er fühlte nur die segnende Wärme der Sonne, den Honigduft der Blumen im Gras, den Geruch der Erde und er begann zu singen.

In seinem Rücken jedoch, von allen Seiten kamen Leute herbeigelaufen und folgten ihm, Männer, Frauen, auch Kinder. Er achtete nicht darauf. Das waren die Schnitter und Bauern, die zu Arbeit ausgezogen waren und die nun müßig bleiben mußten. Sie hatten gesehen, wie Simson mit dem Zemeah fertig geworden war. Sie scheuten sich nun, mit ihm anzubinden, aber der Schaden, den sie litten, ergrimmte sie, ließ ihnen keine Ruhe. Sie begriffen nicht, warum ihnen solches Unheil widerfahren war, und sie wollten Erklärung, sie verlangten nach Rache.

„Haltet ihn auf", redeten sie untereinander.

„Schlagt ihn tot!“

„Wie soll man ihn totschlagen? Er bezwingt doch uns alle!“

„Denkt daran, was er dem Zemeah getan hat. Und das ist einer von den Stärksten!“

„Warum hat er unsere Ernte vernichtet?“

„Die Frucht unserer Arbeit!“

„Warum?“

„Ja! Warum? Warum?“

„Wir werden hungern müssen!“

„Und er singt!“

Ein junges Mädchen, fast ein Kind noch, löste sich aus der Schar und rannte hinter Simson her.

„Halt!“ rief sie; schrie, so laut sie konnte: „Halt!“ In ihrer Stimme war ein Jauchzen.

Simson blieb stehen.

Das Mädchen kam herangesprungen und rief: „Warte, bis ich bei dir bin.“ Dann stand sie vor ihm, lächelte, nach Atem ringend, zu ihm auf und sagte: „Warte . . . bis . . . ich . . . sprechen . . . kann.“

Simson schwieg und sah ernst zu ihr nieder.

„Warum,“ fing sie an, „warum hast du uns das getan?“

Da er immer noch schwieg, fuhr sie fort: „Von den Männern wagt es keiner, mit dir zu reden. Du mußt schon mir Antwort geben.“ Sie sprach mit ernster Miene. Dennoch blieb ein Jauchzen in ihrer Stimme. Sie schaute in seine sanften, unschuldigen Augen und begann von

neuem: „Warum hast du uns dieses Unheil angetan . . . Du böser Mensch!“

„Ich bin kein böser Mensch“, sagte er mild. „Nur heimzahlen will ich's euch!“

„Was willst du heimzahlen?“ flüsterte das Mädchen, seltsam eingeschüchtert. Sie war dünn und biegsam, knospend und von Triebkraft durchschwellt wie Vorfrühling. Ihr Antlitz schimmerte goldbraun, ihr roter Mund schwang sich in üppiger, unschuldig buhlerischer Linie und ein zärtliches Locken sprach aus den goldenen Funken ihrer braunen, lang bewimperten Augen. Wie eine schwarze Flamme lohte ihr Haar wild um das schöne Haupt. „Niemand von uns hat Unrecht gegen dich begangen . . .“, hauchte sie, ganz leise.

Simson gewahrte die Antwort des Mädchens nicht, obgleich sein Blick voll auf ihr ruhte. Aber er sah jetzt nur die Unbill, die er gelitten hatte. „Geh, Kleine“, sprach er, immer noch sanft, doch seine Worte klangen bitter und wurden mehr und mehr grollend. „Geh! Vielleicht, daß du nichts weißt . . . aber die dort wissen es sehr genau. In Thimnath wissen sie, wie sie mich betrogen haben . . .“

„Betrogen?“ rief das Mädchen und schlug eine Hand an den Mund, erschrocken, ungläubig.

„Betrogen!“ murrte er und schlug die Augen nieder. „Ausgeplündert! Das war nur möglich, weil sie mit meinem Kalbe pflügten. Dann haben sie in Thimnath und Gasa über mich gelacht. Jetzt lache ich!“

„Was für ein Kalb?“ forschte das Mädchen.

Simson lachte ein zorniges Lachen. „Oh, ein schönes, gutes Kalb, jawohl! Mein Weib, mit dem ich Hochzeit gehalten hatte bei euch! Sie haben sie erst verlockt, daß sie mein Geheimnis preisgab, das mit dem Löwen und dem Honig. Das! Ja! Du weißt das nicht? Dann haben sie das liebe Ding einem andern verheiratet.“ Er spuckte aus. „Ach was! Gesindel seid ihr! Und ihr werdet's noch viel mehr büßen! Gesindel! Alle miteinander!“

Er wandte sich ab und ging.

„Nein!“ schrie das Mädchen auf.

„Simson!“ rief sie.

Er aber schritt davon.

Das Mädchen wagte nicht, ihm zu folgen, noch ihm ihre Stimme nachzuschicken.

Sie stand und ließ ihre Blicke dem Entschwindenden folgen. Eine kleine Weile später hörte sie ihn singen.

Jetzt kamen die andern herbei und umdrängten sie.

„Erzähle, Delila!“

„Was sprach er?“

„Rede, Delila!“

Ergrimmt schaute sie umher, Entrüstung schoß auf in ihr. „Gesindel, sagte er!“ stieß sie hervor. „Gesindel! Er hat recht! Und er wird euch noch härter strafen!“

Sie brach in Tränen aus, warf ihnen unter Schluchzen ihren Verrat an Simson vor und alle wußten sogleich, was sie meinte, als sie Simsons Hochzeit zu Thimnath erwähnte.

Sie ließen die Köpfe sinken, sie schwiegen und waren schuldbewußt.

Rings im Umkreis rauchten die verwüsteten Fluren! Von ferne erscholl Simsons Gesang.

Daheim saß er kleinlaut neben dem Herd, indessen sein Vater Manoah scheltend umherging, mit lebhaften Gesten, mit zornigem Aufstampfen, und seine abgerissene Rede oft mit vorwurfsvollen Fragen unterbrach.

Aber Simson antwortete nicht.

Manoah war ein kleines, zartes Männchen, heftig von Temperament, doch furchtsam und scheu in seinem Herzen. Dem Frühgealterten zogen viele Silberfäden durch den dünnen Bart und durch das stark gelichtete Haar. Sein Gesicht hatte die tiefe, braunrote Färbung, die altes Buchsholz annimmt, und die zahllosen Runzeln, die es zerknitterten, saßen so fest, als seien sie mit dem Schnitzmesser eingekerbt.

„Warum Feindschaft anzetteln mit denjenigen, die unsere Herren sind?" krähte er, „warum? Sag' ein Wort! Warum?" Und da er ohne Antwort blieb, zeterte er weiter. „Wärst du nicht zu ihnen gegangen! Wie oft hab' ich dich gebeten, bleib ihnen fern! Es ist kein Segen an diesen Menschen! Keine Gemeinschaft gibt es zwischen uns und ihnen! Nur Unglück kann von den Kindern dieses Volkes kommen! Hundertmal hab' ich dich gewarnt, hundertmal!" Er fuhr mit Heftigkeit gegen den Sohn

los: „Rede! Bist du jetzt glücklich? Gib Antwort! Bist du jetzt glücklich, ja oder nein?“

Die Mutter kochte das Essen, hantierte schweigend hin und her. Nun wandte sie sich und ließ ihre Augen vom Vater zum Sohn gleiten, dann wieder vom Sohn zum Vater. Es waren hurtige, fröhliche Augen, die einen sprechenden Blick hatten.

Simson verharrte stumm.

Manoah fuhr fort, zu zanken. „Mit aufgehobenen Händen hab' ich dich beschworen, nimm das Mädchen nicht zum Weib! Halte nicht Hochzeit zu Thimnath! Aber nein! Auf mich hast du nicht gehört! Wie ein brünstiger Stier bist du gewesen. Blind und taub in deiner Begierde. Dann aber warst du der Blöde, warst ihr Gespött, ihr Hammel, du Schafskopf, du verdammter!“

Die Mutter trat einen kleinen Schritt zu Simson. „Wilder Junge . . .“, flüsterte sie und strich ihm einmal leise das Haar.

Simson regte sich nicht.

Manoah lachte höhnisch. „Wilder Junge! Großartig! Ein Schmeichelwort, so wahr ich lebe! Wilder Junge! Was hast du ausgerichtet, du wilder Junge? Was? Hast ihre Äcker zerstört, ihre Saaten vernichtet, ihre Weingärten und ihre Ölbäume zu Asche verbrannt! Ja? Und sie sind unsere Gebieter! Begreifst du das? Begreifst du das?“

Er gellte es dem Sohn nah und laut ins Ohr.

„Denkst du, sie werden deine Missetat ruhig hinnehmen? Glaubst du, sie werden deinen Übermut ertragen? Meinst du, sie werden sich geduldig in Hungersnot fügen, weil du ihnen gram bist?“ Er beugte sich zu dem Sohn nieder und schrie ihm ins Antlitz: „Strafen werden sie dich! Züchtigen werden sie dich!“

Plötzlich erhob sich Simson. So rasch stand er auf, daß Manoah zurücktaumelte.

„Nun, Vater, laß schon!“ flehte die Mutter leise.

Aber Manoah kreischte jetzt vor Wut: „Willst du nicht hören, was wahr ist? Du mußt die Wahrheit hören! Du Eigensinniger! Du mußt! Ich warne dich!“ Manoahs Atem ging unvermittelt stiller, in langen Zügen, seine Stimme bekam einen tiefen, metallischen Klang: „Ich warne dich! Laß ab von dem Volk der Gottlosen! Hüte dich vor den Leuten, die vor einem selbstgemachten Götzenbild knien! Ich warne dich! Bittere Leiden wirst du durch sie erleben! Ich warne dich, mein Sohn! Sei nicht wieder Knecht deiner Leidenschaften ... damit du nicht in die Knechtschaft dieser Menschen fällst. Sei jetzt nicht blind, sonst werden sie dich wirklich mit Blindheit schlagen!“

Simson schritt am Vater vorbei und sah ihn nicht an. Doch seine Augen flammten. Er verdunkelte die niedrige Türe und trat hinaus in den glühenden Sonnenschein.

Manoah stand mit gebreiteten Armen da, erstarrt vor Verzweiflung.

Die Mutter ging zu ihm, legte ihre Hand auf seinen ausgestreckten Arm und die Starrheit löste sich.

„Werde ruhig," bat sie schmeichelnd, „du schaffst dir zuviel Sorge, du hast zuviel Angst . . ."

„Zuviel?" schrie Manoah, erwachend, „zuviel . . .?"

„Ja doch," fiel ihm die Mutter ins Wort, „ja doch, zuviel." Sie redete dringender, entschiedener. „Du hast recht, Vater", beschwichtigte sie ihn und ließ ihm voll Eifer keine Möglichkeit, sie zu unterbrechen. „Du hast recht, Vater, aber du hast viel zu sehr recht und viel zu heftig hast du recht. Der Junge ist wild und er ist nicht geschickt, zu sprechen. Man muß sanft mit ihm reden, dann wird er weich, dann wird er gehorsam. Der Junge ist stark und mutig wie ein dreijähriger Löwe. Man darf ihn nicht entmutigen, sonst raubt man ihm vielleicht auch die Kraft. Der Junge . . ."

Da vernahmen sie draußen Stimmen und eilten erschrocken ins Freie.

Zemeah stand mit finsteren Mienen vor Simson. Aber es waren noch zwei andere Männer mit ihm, so riesenhaft und so gewaltig, daß Zemeah, der Riese neben ihnen fast schmächtig aussah.

Simson, der an der Wand des Hauses lehnte, glich vor diesen dreien einem zarten, halbwüchsigen Jungen.

„Unsere Boten sind lange schon unterwegs," grollte Zemeah, „schon stundenlang. Wahrscheinlich . . . indessen wir miteinander sprechen, leben die dort drüben in Thimnath nicht mehr, dieses Weib, das einst dein gewesen ist,

und ihr Vater, der dich betrogen hat, der sie einem andern gab, obgleich sie dein Weib war ... hörst du, Simson?"

Doch Simson schwieg, mit zuckenden Mienen.

„Hörst du, Simson?" donnerte Zemeah.

Simson hob das Haupt und entgegnete leise, nur wie einer, der belästigt wird: „Ich höre."

„Das haben wir getan," fuhr Zemeah ruhiger fort, „das ist auf meinen Befehl geschehen. Denen zur Strafe, die als Schelme an dir gehandelt haben, und ... dir zur Genugtuung ..."

Er hielt inne und sah voll Erwartung auf Simson.

Der lehnte an der Mauer, den Kopf gesenkt. Einzig die Mutter merkte, daß ganz kurz ein spöttisches Lächeln über sein Gesicht huschte.

„Also ...," Zemeah sprach nur zögernd, „also hast ... du dein Recht ... und fortan ist ... Friede zwischen uns ..."

Simson fuhr auf: „Nie ist Friede zwischen uns ...", rief er, sprang auf Zemeah zu, als wolle er ihn zum zweitenmal niederschlagen.

Da warfen sich die beiden gigantischen Männer wider ihn.

Doch der Jüngling griff dem einen von ihnen blitzschnell an die Kehle, fuhr dem andern gleichzeitig unter die Achselhöhle und hatte sie im Nu auf ihre Knie gezwungen.

Die beiden gebeugten Riesen rechts und links haltend, stand er da, stolz wie ein Herrscher, der Huldigung

empfängt. Sein schönes jugendliches Antlitz war ganz erleuchtet von gezügeltem Zorn.

„Niemals wird Friede sein zwischen uns, Zemeah!"

Er verkündete das mit gelassener Entschlossenheit, hinter der furchtbare Drohung schwoll.

Zemeah knurrte mit vorgeducktem Haupt: „Du Verruchter, du hast unsere Ernte ..."

„Lüge nicht!" Scharf unterbrach ihn Simson. „Dieses Land ist nicht euer Land! Du weißt es! Unser sind diese Fluren! Geraubt von euch!"

„Erobert!" rief Zemeah.

„Ich sage: Geraubt!" entschied der Jüngling. „Ich sage: Ihr seid das Ungeziefer, von dem wir geplagt werden, ich und die Meinigen! Ihr seid die Heuschrecken, die gefräßig über unsere Fluren herfallen. Ihr seid die Feldmäuse, die unsere Kornfrucht benagen. Ihr seid die Raupen, die unsere Weingärten und unsere Ölbäume zerstören! Ich werde nicht ruhen, bis ich euch vertilgt habe!" Seine Stimme stieg hell an und brach hervor wie Fanfare. „Nie wird Friede zwischen uns, Zemeah! Das sage ich dir im Namen unseres Gottes, den ihr nicht kennt, der euch verwirft!"

„Dein Gott?" höhnte Zemeah. „Ein schöner Gott!"

Mit ruhiger Verachtung entgegnete Simson: „Ich sage ja, daß du ihn nicht kennst ... zu deinem Unglück! Und ich rede mit dir nicht von ihm."

Er stieß die zwei Riesen, die er niederhielt, vollends zu Boden.

„Fort!“ rief er und klatschte in die Hände, wie man Hühner oder Gänse scheucht. „Fort! Lauft!“

Die drei rannten davon.

Der Abend stieg rasch und feurig nieder zu den Gefilden und Hügeln von Kanaan.

„Das ist nun fast eine Woche her,“ sprach Simson, „seit ich Feuer in die Felder gejagt habe, doch immer noch weht einem der Wind Fetzen von Brandgeruch in die Nase.“

Er lag auf dem Rücken, im Schatten des Hauses. Die Mutter saß bei ihm, ließ ihre Hände im Schoß ruhen und schaute ins weite Land.

„Wie schön sind deine Zelte, o Jakob“, sang sie leise.

Simson hob ein wenig das Haupt und schnupperte. „Immer noch Brandgeruch“, wiederholte er. Und lachte.

Die Mutter schaute mit ihren flinken, fröhlichen Augen umher. Da glühte der Himmel im Westen, da leuchtete die gelbe, versengte Erde. Kühle Luft kam erfrischend vom Meer landeinwärts gezogen und die hellen Wolken schwammen in langen, dünnen Streifen. Manchmal war wirklich ein Geruch von verkohltem Holz unter all den Düften der Scholle wie des Wassers zu spüren.

„Es war nicht recht von dir“, sprach die Mutter.

„Mag sein“, gab Simson zurück. Nach einer Pause flüsterte er: „Aber es war gerecht. Denn sie bedrücken uns. Kann etwas, was gerecht ist, nicht recht sein, Mutter?“

Die Frau beugte sich zu ihm, strich ihm durch das üppige, braune Haar, ließ ihre Finger in seinen Locken spielen, statt aller Antwort.

Ringsumher, weit verstreut, weideten die Schafe und Ziegen, ästen die Rinder, Kamele und Esel, die Manoah besaß. Ab und zu erklangen die Stimmen der Tiere. Das sanfte, geduldige Blöken der Schafe, das tiefe, sehnsüchtig schöne Muhen der Rinder, das hohe, nervöse Aufmeckern der Ziegen.

„Wenn du deines Feindes Vieh begegnest, das sich verirrt hat, sollst du's ihm wieder zuführen." Die Mutter redete diese Worte nah an Simsons Ohr.

Der wandte sich schnell zu ihr, sah ihr fragend in die munteren, beredsamen Augen: „Wer sagt das?"

Auch Simsons Augen waren munter und beredsam. Sie glichen ganz denen der Mutter.

„Wer das sagt?" Die Frau fuhr fort, das Haar ihres Sohnes zu liebkosen: „Der unser Führer und Gebieter war . . ." Sie lächelte. Es war noch Jugend und Anmut in ihrem Wesen, wie dieser verglühende Abend noch die Herrlichkeit des Tages bewahrte, ehe er in Nacht stürzte. Wie er die Farben des Morgens im Abschiednehmen zu spiegeln schien, so spiegelten das Antlitz, der Mund und die Augen dieser Frau kurz vor dem Altwerden den Zauber ihrer Mädchenzeit.

„Kennst du die Gesetze nicht?" In ihrer Mahnung war Güte und heitere Zärtlichkeit.

„Ach was!" Simson schnippte mit der Hand.

„Feinde . . . wenn ich mit einem aus unserem Volk in Feindschaft lebe . . . das sind die Feinde, die das Gesetz gemeint hat."

Die Mutter fuhr fort, mit des Sohnes Locken zu spielen. „Die Fremdlinge sollt ihr nicht unterdrücken, denn ihr wisset um die Schicksale des Fremdseins, dieweil ihr selbst Fremdlinge gewesen seid in Mizrajim . . ." Sie sang beinahe.

Simson richtete sich auf, so daß er nun am Boden saß zu den Füßen der Mutter: „Nein!" Er schüttelte den Kopf. „Nein!" rief er belustigt. „Das gilt hier nicht. Dieses Gesindel lebt nicht hilflos in unserer Mitte und wir haben keine Macht über sie."

Er lachte, sah die Mutter überlegen an wie ein Kind, das seine Klugheit bewiesen hat. Sie blickte in die lebendig fröhlichen, in die zwingend beredsamen Sterne seiner Augen und genoß das Glück, ihr eigenes Selbst im Sohn wieder zu erkennen.

Simsons Mienen wurden hart: „Diese Hunde peinigen uns, wie Pharao uns gepeinigt hat."

Das Brüllen eines Kamels zerriß den Abendfrieden.

Simson fuhr herum. „Gut so!" rief er. „Ach, hätte ich deine Stimme! Hätte ich die Stimme von tausend Löwen! Ich würde sie wecken, meine Brüder!" Er geriet in Leidenschaft. „Sie würden bei meinem Ruf den Kleinmut abschütteln, der sie alle gefangen hält, alle, auch den Vater. Sie wären nicht mehr verzagt und würden toben wie . . .!"

Die Mutter berührte seine Schulter: „Auch damals war das Volk verzagt, als Er sie aus Mizrajim führte."

„Erzähl' mir von Ihm", bat Simson.

„Wie oft hab' ich dir's erzählt . . .," lächelte die Mutter, „du weißt ja alles . . ."

„Ich möcht' es wieder hören," schmeichelte er, „bitte, bitte!"

„Nun, Er war ein Prinz," begann die Frau, „war am Hofe des Pharao gehalten, wie ein Königssohn. Allein Er war ein fürstlicher Jüngling und hatte eine königliche Seele. Er wußte nicht, welchen Stammes er sei, als Er aber eines Tages dazu kam, wie ein Sklavenhüter einen der armen Söhne Jakobs mit der Peitsche striemte. Oh, mein Sohn, was für ein Augenblick! In Moses erwacht das Blut; dasselbe Blut, das da vor seinen Augen gezüchtigt wird, es wallt empört auf in Moses, dieses gemarterte Blut, es schießt ihm zum Herzen, es pocht in seinen Schläfen, plötzlicher Grimm faßt ihn, ist stärker als sein Bewußtsein, stärker als jede Rücksicht, und Moses erschlägt den Ägypter. Oh, mein Sohn! In diesem Augenblick war Israel befreit. In diesem Augenblick begann all das, was frei ist und heilig an unserem Volk und ewig, ewig, ewig . . ."

„Mutter!" schrie Simson. „Mutter! Schweig!" Er hatte Tränen in den Augen und in der Stimme. „Ich möchte sein wie Er! Warum bin ich nicht wie Er?" Gerüttelt vom Sturm der Sehnsucht, der ihn durchtobte, barg er sein Gesicht im Schoß der Mutter.

Sie sprach flüsternd über seinem Haupt: „Simson ... mein Einziger ... mein wilder Junge ... weißt du nicht, daß ein Bote des Herrn mir deine Geburt verkündigt hat ..."

Heftiger noch wühlte Simson den Kopf in die Kleider der Mutter: „Kindermärchen!" stöhnte er. „Kindermärchen nennt's der Vater. Er lacht darüber."

„Laß den Vater!" gebot die Mutter und in ihrem Ton war plötzlich ein Hauch von Strenge.

Ohne sich zu regen, beharrte Simson: „Nein, die Zeit ist vorbei, da Gott einen Engel sandte. Er zeigt sich nicht mehr im brennenden Dornbusch! Vorbei! Vorbei!"

Die Mutter wiegte den großen Sohn, der mit den Schultern und Kopf ihr im Schoß lag. „Nichts ist vorbei", sang sie ihm zu. „Immer wohnt der Herr nah bei uns. Immer zeigt er sich denen, die er erwählt hat und die an ihn glauben. Immer! Immer! Immer!"

Dann redete sie: „Wenn das, was ich dir von deiner Geburt erzähle, Kindermärchen sind ... dann ist alles, was sich mit Moses begeben hat ... Kindermärchen ... nicht mehr ..."

Sie stieß ihn von sich. „Geh hin!" sagte sie gleichgültig. „Geh hin, schere dein Haar ... es ist lang genug ... denn du weißt es ... niemals hat ein Scheermesser dein Haar berührt ... geh hin, schneide dir deinen jungen Bart weg ... und dann bist du ein Mensch wie andere, ein gewöhnlicher Mensch ..."

Simson griff erschrocken in sein Haar.

„Wer war bei dir, da du die Fluren der Feinde zerstört hast?" Die Mutter redete eintönig, wie verdrossen weiter. „Wer war bei Simson?" fragte sie, als spräche sie von jetzt an nur zu sich selbst. „Wer hat die lebenden Fackeln von Schakalen und Füchsen gelenkt, daß sie just in diese Felder rannten, nicht in unsere? Kein einziger von den Brandfüchsen hat sich zu uns verirrt! Kein einziger!"

Sie hatte sich erhoben, stand gestrafft, mit hängenden Armen. Sie war nun weder jung noch alt, die Mutter, sie war schön und wie entrückt.

„Ist Simson mit Schakalen im Bund?" rief sie leise. „Haben die Geister des Gehennah das Feuer entzündet? Was können die Verfluchten wider Ihn und ohne Ihn? Nur der Ewige allein besitzt die Kraft zu zünden und zu löschen. Nur Er allein kann vernichten und behüten!"

„Mutter!" Simson flüsterte wie ein kleines Kind, das Angst hat.

Sie hob die Hand und wies in das dämmernde Gestade hinaus; auch ihre Stimme hob sich ein wenig: „Niemals ist ein Feuer gesehen worden, das soviel verheerende, soviel unaufhaltsame Kraft hatte wie dieses!"

Sie hielt inne, eine Sekunde, als lausche sie einer Antwort von ihm.

„Mutter!" flüsterte Simson, dringender.

Aber sie schien ihn nicht zu hören.

„Der Herr ist mit Simson!" sprach sie laut. Dann kehrte sie sich dem Hause zu. „Der Herr war

mit Simson!" schluchzte sie und eilte in die Stube.

„Mutter!" schrie Simson ihr nach.

Er blieb allein, während ringsum Finsternis niederstürzte.

Ganz früh vor Tage, als der Sternenhimmel noch kaum erblaßt war, wurden sie geweckt. Die Ältesten ihres Volkes traten herein. Viele andere Männer drängten mit ihnen durch die Türe oder warteten davor, im Freien.

Erschrocken fuhren sie aus dem Schlaf, schlugen hastig Feuer, und als die Fackel etwas Licht gab, beschwichtigte es sie ein wenig, daß die Ihrigen und keine Feinde gekommen waren.

Ein Greis, ganz weiß an Bart und Haaren, ganz zerbrochen von einem überlangen Leben, begann mit dünner, jammernder Stimme: „Simson ... es schmerzt uns ..."

Andere fielen ihm rasch ins Wort: „Was schmerzen oder nicht ... es muß sein! — Wir wollen nicht um dieses Burschen willen leiden! Wir wollen nicht büßen für sein Bubenstück!"

Entsetzen im Antlitz, rang Manoah die Hände: „Wollt Ihr ihn töten?"

„Warum nicht?" brüllten einige.

„Am klügsten wär's!" schrien viele.

Gellend rief ein Mann: „Wilde Tiere schlägt man tot! Er ist nicht besser als ein wildes Tier!"

Simson wandte sich zu ihm: „Wieviel wilde Tiere hast du getötet, Naftali?“ Er lächelte.

Naftali schwieg. Einen Augenblick schwiegen alle.

Manoah umklammerte Simson: „Ich laß ihn nicht ermorden,“ kreischte er, „ich laß ihn nicht!“

Die Mutter stand ruhig dabei, hielt die Fackel, und ihre Augen, die wieder klar und sprechend waren, liefen im Kreis von einem zum andern.

Simson aber löste sich aus des Vaters Umarmung, so leicht, wie man ein Kleid abstreift, und sprang zum Ausgang.

„Haltet ihn!“

„Er darf nicht entwischen!“

„Keine Schonung!“

„Haut ihn nieder!“

Ein fürchterliches Schreien, Toben, Zetern brach aus. Sie warfen sich ihm entgegen, die draußen geblieben waren, drängten um den Eingang, Getümmel entstand, Ringen, Stöhnen, Stampfen.

Es half nichts. Simson hatte sie alle überwältigt, stieß durch alle ins Freie, schleppte, schleuderte, puffte, zwang sie alle hinaus. Stand dann im Gras mitten unter ihnen, gelassen, als wäre gar nichts geschehen, und machte keine Miene wegzulaufen. Als der Wirrwarr sich gelöst hatte, und er sah, daß sie warteten, sagte er einfach: „Wir wollen hier im Freien miteinander sprechen.“ Und fügte hinzu, da er ihre Verdutztheit bemerkte: „Drinnen ist keine Luft; es waren zu viele im engen Raum.“

Der Himmel war hellgrau geworden, es begann zu dämmern. Alle schienen in diesem fahlen Frühlicht ganz bleich zu sein. Keiner wagte ein Wort.

„Nun?“ fragte Simson freundlich. „Nun? Was begehrt ihr von mir?“

Die Greisenstimme hob zu jammern an: „Glaube mir, mein Sohn, und auch du, Manoah, glaube mir ... es schmerzt uns ...“

„Heul' nicht, Pinchas!“ Ein energischer Mensch, stämmig, finster, trat hervor. „Die Sache ist so,“ sprach er mit düsteren Augen, „sie sind gekommen, die Leute aus Gasa, Thimnath, aus ...“

„Kurz, die Philister!“ unterbrach ihn Simson.

Der Mann nickte traurig: „Sie sind gerüstet, sie sind bewaffnet ... dreitausend, vielleicht auch vier ...“

„Fünftausend!“ gellte Naftali.

„Herrlich!“ rief Simson. „Wir werden kämpfen.“

Der stämmige Mann schüttelte abweisend sein Haupt. „Wir können nicht kämpfen.“

„Bist du so mutlos, Ruben?“

„Wir wollen nicht kämpfen!“ schrillte Naftali.

„Geh heim in deine Hütte, Armseliger ...“, warf ihm Simson verächtlich zu.

Der stämmige Ruben widersprach: „Wir können nicht. Sie sind bewaffnet. Sie sind geübt zu fechten. Unsere Waffen zerfrißt der Rost. Wozu kämpfen?“

„Wozu?“ entgegnete Simson und seine Stimme schwoll mehr und mehr vor Erregung. „Wozu? Um

frei zu werden! Um das Land wieder zu gewinnen, das unser ist. Brüder! Reinigt eure Waffen vom Rost am Leib der Feinde! Brüder, reinigt eure Seelen von Schande durch Sieg! Der Herr ist mit euch! Heraus aus der Knechtschaft!"

„Wir sind immer nur Knechte gewesen!" sagte Naftali. „In Mizrajim und hier!" Er pfiff die Worte heraus. „Wir sind keine Krieger! Wir sind friedliche Hirten." Er gestikulierte leidenschaftlich.

Simson ballte die Faust gegen ihn, und Naftali flüchtete in die Menge. „Dieser Erbärmliche," sprach Simson, „gegen mich zu streiten . . . das wagt er . . . weil ich sein Bruder bin . . . nur deshalb! Hört ihn nicht! Denkt an Moses! Nie haben wir Unterdrückung ertragen . . . nie . . . nie!"

Ruben trotzte auf: „Moses ist tot! Die Zeiten sind vorbei!"

„Nein!" schrie Simson. „Nein! Nie sind diese Zeiten vorbei! Immer kehren sie wieder! Immer! Immer!"

„Genug!" entschied Ruben, indessen Murren gegen Simson laut wurde. „Genug geschwätzt! Sie verlangen dich als Pfand des Friedens! Dich! Gibst du dich?"

„Nehmt mich, wenn ihr euch traut!" Simson trat herausfordernd einen Schritt vor. „So nehmt mich doch! Freiwillig geb' ich mich nicht!"

Da fingen sie rings um ihn her zu schelten und zu bitten an, sie fluchten, schmeichelten und weinten.

Pinchas, der Greis, jammerte: „Es schmerzt uns sehr ... aber es muß sein!“

Der stämmige Ruben wiederholte immer wieder: „Wir sind wehrlos! Wir müssen uns beugen!“

Ein fetter Kerl sprang vor und heulte: „Alle Schuld ist dein! Was geht das uns an! Sollen wir deinetwegen krepieren? Friß deine eigene Schuld allein!“

Naftali tanzte in seiner Ekstase vor Simson: „Sie werden uns erschlagen! Unsere Frauen und Töchter werden ihre Kebsinnen sein! Alles deinetwegen! Alles deinetwegen!“

Viele waren auf ihre Knie gestürzt und flehten: „Rette uns! Schone uns! Gib dich! Gib dich!“

Plötzlich klang die Stimme der Mutter: „Geh mit ihnen, mein Kind!“

Einen Moment schauten sie einander in die nahverwandten Augen, Mutter und Sohn, während alle verstummten.

Endlich senkte der Jüngling das Haupt.

„Kommt!“

Doch hielt Ruben ihn auf, als er sich zum Feldweg kehrte.

Es war ganz still geworden.

„Warte,“ sagte Ruben, „wir müssen dich gebunden bringen!“

„Gebunden?“

Ruben zuckte die Achsel und mied den Blick des Simson.

„So bindet mich . . .", flüsterte der Jüngling traurig.

Sie hatten neue Stricke mit, die erstaunlich schnell zum Vorschein kamen.

Er streckte die geballten Hände aus und Ruben fesselte sie an den Gelenken. Naftali warf ihm einen Strick über die Schulter und schnürte ihm die Arme an den Rumpf.

Während sie das vollbrachten, schlug sich der kleine, dürre Manoah Schläfen und Brust und schrie: „Hab' ich's nicht gesagt? Unheil wird dich treffen! Hab' ich's nicht gesagt?"

Wieder klang die Stimme der Mutter, ganz hart diesmal: „So freu' dich, weil du so klug bist!"

Ein paar Männer halfen dem Ruben und Naftali; voll Eifer zogen sie die Stricke so fest, daß es weh tat. Doch Simson ließ sich nichts merken.

Jetzt setzte sich der ganze Troß in Bewegung. Schweigend, denn es bedrückte sie alle, daß der Jüngling nun gefesselt ihnen voranschritt und daß sie ihn seinen Todfeinden überlieferten.

Die Sonne ging purpurfarben auf, der Himmel war ganz zartgrün zu ihren Häuptern, Vögel sangen, hoch oben in den Lüften breitete ein Falke die Schwingen. Man hörte seinen hellen, jauchzenden Schrei. Es roch nach Erde, Tau, nassem Laub, nach Fröhlichkeit, Wachstum und Leben.

Als sie schon weiter weg waren vom Hause und das krähende Klagen Manoahs nicht mehr hörten, sagte Simson: „Sie werden mich töten . . ."

„Mag sein," erwiderte Ruben finster, „ich weiß es nicht."

Naftali eiferte: „Gewiß werden sie dich töten . . . gewiß . . . steinigen werden sie dich oder erschlagen . . ." Er meckerte ein teuflisches Lachen.

Simson sagte still: „Bist du so glücklich, weil ich sterbe?"

Naftali erblaßte, verstummte und blieb ein paar Schritte zurück.

„Glaubt ihr wirklich," wandte sich Simson zu Ruben, „daß mein Tod euch rettet . . .?"

„Wir hoffen", gab Ruben zögernd Antwort.

„Haben sie's versprochen?"

„Fest versprochen!"

Simson verzog geringschätzig den Mund. „Diese Leute halten kein Versprechen." Da der andere schwieg, fuhr er fort: „Wenn sie mich unschädlich gemacht haben, werden sie erst recht über euch herfallen."

Ruben brauste auf: „Wozu das Geschwätz? Es hilft dir nichts! Und uns entmutigst du!"

Simson lachte bitter: „Mich preiszugeben . . . braucht ihr Mut . . ."

„Schweig!" zischte der andere.

Keiner sprach mehr ein Wort.

Sie schritten dahin unter der wärmer strahlenden Sonne, unter dem reinen Himmel, der tief blau wurde. Querfeldein gingen sie, während Schwalben- und Taubenflug durch die Luft blitzte. Als sie die Höhe der Erdwelle

erreichten, die den Blick gesperrt hatte, lag das Land flach vor ihnen. Sie sahen bis Gasa, doch sie sahen auf ebenem Feld die langgestreckte lebendige Mauer des feindlichen Heeres.

Geschrei erhob sich, als sie sichtbar wurden, wehte vom Wind verblasen zu ihnen herüber.

Simson ging schneller und schneller. Die übrigen folgten ihm mühsam. Näherkommend gewahrten sie die schwer bewaffneten Gegner, vernahmen aus ihrem Gebrüll und Gelächter einzelne Rufe. „Sie bringen ihn!" „Wirklich, das ist er!" „Und gefesselt!" „Jetzt wird der Bursche zahm sein!" „Der . . . und zahm? Der wird's erst, wenn wir ihn bändigen!"

Simson stand vor den Philistern. Ruben und Naftali hatten ihre Hände auf seine Schultern gelegt.

Ruben begann: „Nach eurem Befehl, ihr Herren . . ."

Doch Simson rief: „Keiner von euch redet außer mir!" Mit einem Ruck schüttelte er die Hände der beiden von sich ab.

„Ein wildes Füllen!" spottete Zemeah inmitten der Seinigen.

Das Lachen verflatterte sofort, da Simson die Stimme erhob. „Du!" rief er, „Feind und Führer Zemeah! Tritt her!"

„Befiehlst du mir oder ich dir?" höhnte Zemeah, machte aber doch ein paar Schritte Simson entgegen.

„Schwöre," gebot der Jüngling, „daß du Frieden . . ."

„Hohoho!" Zemeah lachte laut. „Schwört man

einem Gefesselten? Einem Gefangenen? Einem toten Hund?"

„Schwöre meinen Begleitern ... nicht mir!" verlangte Simson.

„Auch lebendigen Hunden schwöre ich nicht!" höhnte Zemeah.

Simson wurde ganz langsam dunkelrot, bis zu den Haaren. Auf seiner Stirne und auf den Schläfen zeichneten sich die Adern blau und scharf. „Hund, du selber!" sagte er gepreßten Tones. „Hund und Sohn einer Hündin!"

Erschrocken stoben seine Begleiter zurück. Er stand allein.

„Holt ihn herüber", befahl Zemeah und bemühte sich, ruhig zu sprechen; aber seine Stimme bebte. „Holt ihn! Nicht zwei! Zehn von euch, zwanzig! Man muß vorsichtig sein."

Pinchas, Naftali, Ruben und die andern sahen, wie zwanzig, dreißig bewaffnete Männer herbeisprangen und den Gebundenen umringten. Er entschwand ihren Blicken.

Aber sie gewahrten, wie diese Männer plötzlich auseinandertaumelten, als sei wütendes Feuer in ihrer Mitte dem Boden entschossen. Einige stürzten, andere flogen geschleudert durch die Luft und fielen stöhnend zur Erde.

Simson war frei und war wie rasend.

Er griff an. Mit bloßen Händen. Wen seine Faust nur berührte, der sank wie vom Blitz getroffen um.

Wen er ergriff, der sauste wie ein Wurfgeschoß gegen die eigenen Genossen und riß viele von ihnen mit sich in seinem Fall.

Immer neue Männer drangen auf den wütenden Jüngling ein, sichtlich zaghaft, nur durch die eigene Überzahl ermuntert. Sie fielen gleich den Halmen unter der Sense des Schnitters.

Es war Raum um Simson. Da bückte er sich eilig, raffte einen Knochen von der Scholle auf, schwang ihn hoch und rannte gegen die Masse der Feinde an, die erstarrt, zweifelnd, staunend verharrte, als sei dies ein Spiel.

„Heraus aus der Knechtschaft!" schrie Simson. Und sie stoben vor ihm auseinander, wie gescheuchte Hühner.

Da brüllte Ruben: „Heraus aus der Knechtschaft!" Er flammte von plötzlichem Zorn, von plötzlichem Mut und er lief Simson nach. Ihm folgten erst zehn, dann zwanzig, dann hundert aus seiner Schar. Männer und Jünglinge. Sie entwanden den Gefallenen Schwerter und Spieße. Sie fuchtelten damit drohend vor den noch Aufrechten; die aber warfen ihre Waffen von sich und wichen in eiligem Entsetzen, denn sie glaubten nun, jeder von Simsons Gefolgschaft habe die Wunderkraft, der man nicht widerstehen könne.

Indessen sprang der Jüngling hinter ihnen drein, schwang den großen weißen Knochen, mit dem er zuschlug, wenn er einen überholte. Er sah nur Rücken, kein einziges Antlitz. Er schrie: „Zemeah! Steh! Feiger

Zemeah! Steh! Dein Leben schon' ich, wenn du stehst! Wenn ich dich ereile, töte ich dich! Zemeah! Zemeah!"

Aber sie liefen vor ihm davon, sie sprangen im Zickzack wie Hasen, sie galoppierten wie Antilopen, sie rannten in gehetztem Paßgang wie Kamele. Kein Zemeah stellte sich.

Simson schlenderte gemütlich über das Feld. Er sang.

Die anderen waren zurückgeblieben, Ruben und die Seinigen. Ihr erster Rausch war verflogen. Ihr jäher Mut war gesunken. Sie standen erstaunt, verwirrt und erwarteten jeden Augenblick, der tollgewordene Feind werde zur Besinnung kommen, werde umkehren, Simson erschlagen und sie alle blutig züchtigen.

Sie hörten den Gesang des Jünglings, sie sahen ihn fern über das leere Feld hinwandern, langsam, allein.

„Er geht nach Gasa . . .", sagte Ruben verblüfft.

„Er ruht nicht eher, bis ein Unglück geschieht!" gellte Naftali.

Der Greis Pinchas jammerte: „Gott behüte!"

Er war mit den übrigen hinter den stürmenden Männern hergeschritten; er begriff nicht, was geschehen war.

Nun standen sie alle beisammen, auf der Krümmung der Erdwelle, ein starker Haufen Volkes, der von weitem gefährlich aussah. Aber keiner begriff, was eigentlich geschehen war.

„Wir wollen Frieden . . .", jammerte Pinchas, stolperte hügelabwärts und alle folgten ihm.

Die Sonne brannte. Das Gras und die Stoppeln

hatten allen Tau veratmet und wurden dürr. Die trockene Scholle zerfiel und das kleinste Lüftchen blies Staub vor sich her. Vögel und Tiere begannen sich zu verkriechen. Die Gerüche wurden schärfer und stachen.

Simson hörte zu singen auf. ‚Ich habe Durst,' dachte er, ‚furchtbaren Durst.' Er blieb stehen, schaute zurück, schaute vorwärts. ‚Es ist viel näher nach Gasa', dachte er, ‚als heim.' Also ging er vorwärts. Ihm flimmerten die Augen. Ein glühender, trockener Streifen zog ihm vom Gaumen zur Kehle. Die Schläfen klopften heiß und hart. Wasser! Wasser! war seine Sehnsucht. Er konnte nichts anderes denken als: Wasser.

Das Tor von Gasa war geschlossen, aber unversperrt. Simson stieß es auf. Als er eintrat, stoben die Menschen schreiend auseinander, sprangen in die Häuser, drängten sich in die Türen, verrammelten alle Eingänge.

„Er ist da!" schrillten ihre Rufe. Entsetzen flog vor ihm her. „Rettet euch!"

Sie merkten nicht, daß er matt und müde war, merkten nicht, daß er friedlich und mit bittender Gebärde kam. Die engen Straßen wurden plötzlich leer. Simson bog um die Ecke, fand sich auf einem geräumigen, von Häusern umstellten Platz, in dessen Mitte ein Brunnen winkte. Er sah nur den Brunnen; er merkte die Menschen nicht, die so rasch wie möglich entflohen, als er erschien; er merkte auch das Mädchen nicht, das am Brunnen stehen geblieben war und ihn erwartete.

Sie schaute ihm entgegen, wie er heranschritt, freudig,

ungeduldig, vom Vorgefühl des Trunkes in seiner Müdigkeit schon erfrischt. Sein langes Haar wehte aufgelöst im Nacken bis zur Schulter. Die zerrissenen Kleider hatten seine Brust entblößt, die ein dichter rotgoldener Flaum bedeckte. Rot glühte sein erhitztes Antlitz. Und die Augen waren matt.

Jetzt trat er an den Brunnen, zog den Eimer herauf und trank in langen, gierigen Zügen. Bisweilen setzte er ab, stieß mit einem behaglichen „Ah" den Atem aus. Dann trank er weiter. Zärtlich blickte er in das Wasser des Eimers und begann zu lächeln.

Das Mädchen sah zu und lächelte gleichfalls. Er hätte die Kleine kennen müssen. Sie war ihm an jenem Morgen, da er mit Fuchs und Schakal Brand in die Fluren gejagt hatte, allein nachgerannt, und er hatte mit ihr gesprochen. Jetzt aber beachtete er sie nicht.

„So," sprach er vor sich hin und ließ den Eimer wieder zur Tiefe, „so, genug! Ich bin sehr durstig gewesen." Er wischte mit der bloßen Hand den Mund. Dann schritt er denselben Weg, den er gekommen war, zum Stadttor hinaus, sprang wie im Tanz den Hügel hinab, auf dessen Höhe Gasa lag, und zog in der Ebene heimwärts.

Es war fast Mittag. Nur die Grillen zirpten. Und die Heuschrecken hüpften unter Simsons Schritten scharenweise auf und davon, wie am Morgen die Einwohner Gasas scharenweise vor ihm davongesprungen waren.

„Warum bleibt er nicht bei uns?“ zeterte Manoah. „Warum rennt er immer in die Stadt der Gottlosen? Was hat er dort verloren? Was sucht er unter den Feinden? Was?“

Er zappelte vor dem Haus auf und nieder, hin und her, reckte die Arme aus, schlug die Brust und wurde mit jedem Wort zorniger.

Die Mutter saß still auf dem Stein an der Türe. Ihre Haltung war in den letzten Monaten stolzer geworden, ihr Blick jünger. Sie folgte ihrem Gatten nur mit den hurtigen, fröhlichen Augen, ließ ein leises Lächeln um ihre Lippen schweben, und schwieg. Sie hörte wohl auch nicht recht zu.

Manoah schoß plötzlich auf sie los: „Ich frage dich, was hat er in Gasa zu suchen?“ kreischte er.

Die Mutter musterte erst seine ganze Jammergestalt mit flinken Blicken, dann sagte sie: „Frag' ihn doch selbst.“

„Kann ich ihn fragen?“ jaulte Manoah. „Er ist nie da! Wenn er schon einmal da ist, gibt er nicht Antwort.“

Die Mutter hob das Haupt: „Er ist der Richter in Israel!“ sprach sie. „Also auch in diesem Hause!“

„Der Richter! Der Richter!“ höhnte Manoah erbittert. „Über mich ist er kein Richter! Verstehst du, Frau? Ich bin sein Vater! Verstehst du? Und ich bleibe sein Vater!“

„Dann freue dich!“ sagte die Mutter langsam,

„freue dich, daß du solche Kraft gezeugt hast . . !"

Manoah schwieg eine Sekunde betroffen, ehe er wieder losbrach: „Ich hab' mich gefreut! Natürlich hab' ich mich gefreut! Wie er damals zurückgekommen ist! Wie er uns alle aus der Knechtschaft erlöst hat. Wie die Felder und Weingärten da wieder unser wurden! Wie sie ihn zum Richter machten . . . aber . . ." Manoah schnappte nach Luft.

„Kindermärchen!" warf die Mutter hin. Es war ein Tropfen Bitterkeit.

Manoah zankte daran vorbei: „Aber . . . ich kann mich nicht freuen . . ."

Die Mutter unterbrach ihn: „Du kannst dich nie freuen, Manoah," sagte sie mitleidig, „du bist beständig voll Sorge, bist immer gehetzt von irgend einer Angst." Sie ließ ihn nicht ans Wort: „Was hast du getrieben, als er die Sache anfing mit den Füchsen . . ."

„Von jetzt ist die Rede!" heulte Manoah, „von jetzt! Warum rennt er nach Gasa? Was will er dort?"

„Sein Vergnügen!" stieß die Mutter hervor. „Sein Vergnügen, Manoah! Daran denkst du freilich nie! Er ist jung! Auch daran denkst du nie! Er schont die Mädchen in unserer Mitte! Das fällt dir nicht ein, daß er sie schont!"

„Er soll ein Weib nehmen!" überschrie sie Manoah. „Einmal hat er ein Weib genommen! Ha! Nach seiner Gier! Eine von den Verfluchten! Ha! Das

war danach! Das ist herrlich ausgegangen! Herrlich!"

„Er ist jung!" warf die Mutter dazwischen.

Manoah hörte es nicht. „Er soll ein Weib nehmen! Ein Mädchen aus unserem Volk! Er soll leben an seinem Herd, wie jeder brave Mann."

Die Mutter sprach lauter: „Er ist jung!"

„Er gibt Ärgernis!" tobte Manoah. „Er bringt Unheil über sich! Über uns alle!"

Die Mutter stand auf, schritt zu den Herden, die verstreut in den Wiesen weideten, ging unter den Rindern umher, schlug ihnen die flache Hand auf die Rücken, ging zwischen die Schafe und streifte mit den Fingern die wolligen, sonnenwarmen Rücken. Sie wollte die unschuldigen Stimmen der Tiere lieber hören als Manoahs Schelten.

Zur gleichen Stunde stand Zemeah auf dem Dache seines Hauses zu Gasa. Ungeduldig beugte er sich über die Brüstung und spähte in das Gewirr der Straßen und Gäßchen hinunter. Das Geschrei spielender Kinder tönte verworren zu ihm, das Rufen der Männer, das leisere Zwitschern plaudernder Weiber, dazwischen das Aufstöhnen eines Esels, das wilde Knurren von Kamelen.

Langsam begann der Abend zu dämmern.

Auf der Treppe, die zum Dach emporführte, klangen leichte Schritte. Zemeah drehte sich um. Er kannte diese

Schritte. Da kam sein Weib, Ganna, die jeden Abend hier heraufstieg und ihn jeden Abend peinigte wegen Simson.

Nun wurde ihr Kopf sichtbar, ihr Hals, ihre Brust und Hüfte. Sie schien aus dem Boden zu wachsen, schön, stolz und erschreckend. Der Schmuck goldener Ketten und edelsteinbesetzter Schnüre klirrte zarte Musik um ihren schmalen Leib. Zarte Musik rauschte das Purpurkleid, das sie umhüllte.

„Nun?" Sie fragte hochmütig zu dem Riesen Zemeah hinüber, der sie mit gesenkter Stirn erwartete. „Nun? Er darf wieder hier sein, in deiner Stadt?"

„Weiß nicht, ob er da ist!" knurrte Zemeah. „Hab' noch keine Botschaft."

Ganna trat näher: „Ich brauche keine Botschaft. Ich spüre seine Nähe."

Zemeahs Augen blickten zu ihr. Sie war ihm ganz nahe. Ihr edles Antlitz bedeckte schneeweißer Puder, ihre Lippen flammten brennend rot gefärbt. Ihre langen, schwarzen, sanft nach aufwärts gebogenen Wimpern verschleierten das schwarze Feuer ihrer Augen. Er atmete den Duft ihres jungen Leibes, den Duft der Essenzen, mit denen sie ihre Kleider tränkte. Er sah ihre goldbraune Haut an den bloßen Armen, an dem entblößten Nacken und er sah unter dem dünnen, kostbaren Stoff ihren kleinen goldbraunen Busen. Ein wenig zitternd, aber leidenschaftlich griff er nach ihr.

„Laß!" Sie entzog sich ihm, schaute gleichgültig über

die Dächer in den abendlich entfärbten Himmel. Zemeah wagte nicht, sich zu regen. Nach einer Weile begann Ganna: „Du mußt mich lassen. Ich kann nicht . . . solange er in der Stadt sein darf.“ Sie sprach eintönig über die Dächer weg, in den Abendhimmel.

Zemeah legte den Arm um ihre Schulter: „Wir wollen ihn vergessen . . .!“

Sie zuckte, machte sich frei und sagte rascher mit bedeckter Stimme: „Ich kann ihn nicht vergessen! Ich muß an ihn denken!“ Plötzlich wandte sie sich zu Zemeah und blickte ihn an: „Das ist die Stunde, in der du aufhörst, Fürst dieser Stadt zu sein! Abend für Abend seid ihr nichts als seine Knechte, ihr Männer von Gasa, und du mit ihnen allen . . .“ Ihre aufreizend roten Lippen verzogen sich zu einem Spottlächeln.

Zemeah kniff das Gesicht zusammen und drückte die Augen ein.

Jemand polterte die Treppe herauf und Ganna zog einen dichten Schleier über ihr Haupt.

Der Bote erschien.

„Wieder?“ rief ihm Zemeah entgegen.

Der Bote stand, mit gekreuzten Armen, tief geneigt, und entgegnete: „Wieder!“

Ganna lachte einen kurzen, bitteren Ton: „Wieder! Ich hab's gewußt! Immer weiß ich es zuerst!“

Zemeah zischte ihr zu; dann fragte er den Boten: „Wo?“

Der antwortete: „Bei Belscheba!“

„Bei dieser plumpen, alten Dirne! Wieder!“ Ganna schlug ein paarmal mit der kleinen rechten Faust in den Handteller der Linken. „Verdammtes Tier . . . was die für ein Glück hat!“

Zemeah fuhr zusammen: „Ruf die andern!“ scheuchte er den Boten weg.

Kaum wurden die Köpfe der Männer aus der Treppenöffnung sichtbar, knirschte Zemeah ihnen zu: „Er ist wieder da! Der ebräische Hund! Sagt ein Mittel, ihn zu verjagen! Ihn zu fangen! Ihn kaltzumachen! Ein Mittel! Einen Plan!“

Die Männer kamen ganz auf das Dach, erblickten Ganna, die aufrecht an der Brüstung lehnte, und schwiegen. Zemeah spähte scheu zu ihr hin, traute sich nicht sie fortzuschicken und tobte: „Er muß hin werden, der Hund, der räudige! Sprecht! Sprecht nur! Ich kann es nicht ertragen, daß er immer hier hereinkommt, daß er sich hier wälzt auf den Betten, als sei er der Herr!“

„Er ist der Herr!“ Ganna sagte das, fest und ruhig.

„Stürmen wir die Hütte der Belscheba,“ brauste Zemeah, „ruft heimlich alle Männer zusammen! Legen wir Feuer! Räuchern wir ihn aus und stürmen wir!“ Er hielt keuchend inne.

Akbor, der Vierschrötige, sagte laut: „Unmöglich!“ Er stand da, wie aus Eisen geschmiedet. „Nur wenige werden deinem Ruf folgen wider Simson.“ Er sprach mit schallender Stimme, die er nicht dämpfen konnte.

„Nur sehr wenige. Niemand geht gern in den sicheren Tod!“

„Herr,“ begann Jahu, der klein, borstig und hart war wie ein wilder Eber, und der in merkwürdigen, bald tiefen, bald hohen Tönen grunzte oder quietschte: „Herr, wenn wir Feuer legen, brennt bald die ganze Stadt!“

„Der Wind dreht sich und wendet sich heute abend!“ Asoti warf das eilig bellend dazwischen. Er war ein langer, hagerer Mensch mit dem plattgepreßten Antlitz einer Eule.

„Er ist der Herr!“ wiederholte Ganna.

Akbor wandte sich zu ihr: „Wir haben schon alles versucht!“ knallte seine Stimme.

„Alles?“ Das kam von Gannas Mund wie das Anklingen einer hellen Glocke.

Padi, ein kleiner, dicker Kerl, der häßlich aussah mit seinem kahlen, bleichen Schädel, sprang vor: „Alles!“ rief er. „Erinnere dich, wie wir den Felsblock auf ihn schleuderten . . . von der Zinne, als er aus dem Tor trat! Dreißig Männer haben den Block erst hinaufgeschleppt . . .“ Er erzählte das wie einen Witz. „Eine Woche lang. Sie konnten's nicht schneller schaffen. Wären sie heute noch nicht fertig damit . . . viele von ihnen würden heute noch leben!“

Akbor dröhnte: „Er hat ihnen den Felsblock zurückgeworfen wie einen Spielball! Sechzehn Menschen liegen zerschmettert . . .“

„Und der Bogenschütze Kilbeneth," grunzte Jahu, „die Leute sagen, dem Simson kann kein Pfeil die Haut ritzen."

Ganna lachte leise: „Kilbeneth war ein schlechter Schütze. Sein Pfeil ging fehl!"

„Er war der beste Schütze von uns allen!" widersprach Akbor.

„Nein!" Zemeah war wie befreit. „Nein! Er hat gefehlt! Er hat gefehlt!" Zemeah jauchzte beinahe. Das war ein erlösender Gedanke. „Ein anderer muß es versuchen," rief er, „ein anderer!"

„Einer?" Ganna redete. „Nur einer? Zehn Bogenschützen, zwanzig . . ."

„Ja!" Zemeah klatschte in die Hände. „Ein Hagel von Pfeilen!"

„Kein einziger wird es tun wollen", donnerte Akbor. „Jeder denkt an Kilbeneth. Dem hat er den Schädel zertrümmert, mit einem einzigen Hieb, daß ihm das Hirn herumgespritzt ist."

Eine Stille entstand.

Mit beklommener Kehle sagte Zemeah endlich: „Ruft den Vater der Belscheba."

Der kleine, dicke Padi lachte trübselig. „Das kannst du dir sparen. Simson trinkt keinen Wein, er ißt nichts von unserer Speise. Unmöglich, ihn zu vergiften."

„Er schläft nie in unseren Mauern", bellte Asoti.

„Schließt er doch einmal die Augen," grunzte Jahu, „dann schlummert er so leicht, daß ihn das Summen einer Fliege weckt."

Ganna fauchte: „Geht!“

Sie standen erschrocken, schweigend.

„Fort mit euch!“ wiederholte Ganna.

Zemeah gab ihnen mit der Hand ein Zeichen. Die Männer gingen.

Die Dünste der Stadt zogen mit dem Gewirr ferner Stimmen, mit dem leisen Geklimper von Musik über das Dach hin. Gerüche von blutigem Fleisch, von schmorendem Fett, von aufgebrochenen Früchten, von Wein und Räucherwerk, von Schweiß und duftenden Essenzen. Manchmal wehte die bewegte Luft alles hinweg und dann drang der frische, salzige Hauch des Meeres herein. Es war ganz finster geworden.

„Sie fressen und saufen,“ flüsterte Ganna, „sie musizieren und sind fröhlich! Das Volk fügt sich jedem Gebieter!“ Sie seufzte: „Ich liebe nur den, der herrscht!“

Zemeah faßte sie wild am Arm. „Was sprichst du da?“ Auch er flüsterte.

Sie stand dicht vor ihm: „Wenn Simson in dein Haus kommt“, sagte sie leise. „Eines Abends wird er doch der Belscheba und der anderen überdrüssig sein . . . wenn er in dein Haus kommt . . .“

Zemeah unterbrach sie wütend: „Er kommt nicht zur Frau eines andern!“ zischte er ihr in die Augen.

Ganna lächelte, daß man das weiße Schimmern ihrer Zähne sah. „Dieser Jüngling ist einfach und unverdorben,“ sprach sie langsam, „aber es mag sein, daß er sich's ein-

fallen läßt, wie da unten in Thimnath einer die Frau genommen hat, die einem andern gehörte . . ."

Zemeah schüttelte sie und drängte: „Schreckliche! Was willst du sagen?"

„Muß ich's aussprechen?" entgegnete sie schlicht. „Erratst du es nicht? Wenn er kommt . . . kannst du ihn hindern?"

„Dann . . ." Zemeah ließ die Arme sinken, „dann werde ich sterben . . ."

„Ich aber . . ." Ganna rief es zärtlich, „ich aber werde ihn lieben!"

Seine Faust zuckte auf, als wolle er sie schlagen. Sie blieb ruhig.

„Du irrst," stammelte er, „du irrst . . . dich töte ich zuerst!"

Ganna lachte: „Wenn er dir Zeit dazu läßt . . . dein Gebieter!"

Ein schmerzgequälter Laut entrang sich seinem Mund.

Sie legte ihm die Hand auf die Brust; er wurde gebändigt davon; nur ein Zittern jagte immer wieder durch seinen mächtigen Körper.

„Hör' mich an, Zemeah!" Sie sprach mit Entschiedenheit. „Männer können diesen Simson nicht bezwingen . . . er muß durch ein Weib zugrunde gehen!"

Zemeah ließ ein zerbrochenes Heulen vernehmen. Die Fingerspitzen Gannas berührten seinen Mund. „Still!" rief sie leise und ungeduldig. Er war augenblicklich stumm.

Sie redete weiter: „Er kommt gern in unsere Stadt.

Unsere Mädchen gefallen ihm. Er sucht! Ohne daß er es selbst weiß, sucht er!"

„Wen?" fragte Zemeah angstvoll und ratlos.

„Er sucht die Frau, die er lieben kann! Sein starkes Herz sehnt sich nach Knechtschaft und ahnt nicht, wonach es sich sehnt. Er war bei Enican, er war bei Bistennie, bei Tug ... Sklavinnen sind das, Sklavinnen seiner Lust! Auch Belscheba ist nur eine Sklavin. Er wird nicht mehr lange bei Belscheba bleiben." Sie schwieg.

Zemeah hielt den Atem an und wartete.

Ganna begann wieder: „Mag er kommen, soviel er will! Je öfter, je besser ... verstehst du? Er denkt, daß er als unser Herr aus und ein geht. Nun, wir beschließen, seine Einbildung zu dulden. Wir dulden und harren, bis das Schicksal sich erfüllt. Verstehst du?"

„Nein!" schnappte Zemeah müde.

„Nicht?" Ganna lachte leise: „Gleichviel! Es ist ein Plan. Kein Mann geht ungestraft zu Weibern! Am wenigsten ein Mann, der in Feindesland buhlt, wie er. Man hat ihn einmal schon überlistet."

„Wo?"

„Denk' an seine Heirat in Thimnath!"

„Das war der Anfang unseres Unglücks!" sagte Zemeah.

„Es war der Anfang seines Unglücks!" erwiderte Ganna schnell. „Das Mädchen dort ... das war nicht die Rechte ..."

„Und welches ist die Rechte?" drang er aufgewühlt.

Sie gab kalt Bescheid: „Wie soll ich das heute wissen? Warte . . . wir müssen alle warten! Unser Plan von jetzt an . . . mein Plan ist: keine Mannsgewalt, sondern Weiberliebe."

„Und dann?" Er wiederholte, als keine Antwort kam: „Und dann?!"

„Dann . . .?" Sie schloß die Augen. „Das Ziel steht fest! Die Wege sind tausendfach . . . und liegen alle noch im Dunkeln!"

„Ah . . . ah", Simson gähnt und richtet sich auf.

Schnell fährt Belscheba an seiner Seite hoch. „Was hast du, Geliebter?"

„Genug hab' ich", lacht er.

„So ruh' ein wenig", bittet sie und versteht ihn nicht. Sie strotzt vor Üppigkeit; sie hat breite, runde Hüften, ein breites Gesicht mit roten Wangen, Kuhaugen und einen Mund, der immer lächelt und immer kußbereit ist. Sie gleicht einem gesunden, dummen Tier, das gehorchen gelernt hat.

Er schaut sie an: „Ich bin nicht müd . . . ich langweile mich!"

Sie macht eine hurtige Bewegung. „Soll ich tanzen?"

Er hält sie zurück. „Nein", sagt er mild. Mit leichtem Verdrossensein fügt er hinzu: „Nein . . . das Tanzen langweilt mich."

„Was willst du denn?“ Sie drängt sich an ihn.

„Nichts will ich . . . nur fort . . . nach Hause . . .“ Er spricht gelassen, gesättigt, ohne Überlegung.

„Bleib noch,“ schmeichelt sie, „bleib! Die Nacht ist kaum noch um . . . Du wirst sehen, es wird noch schön.“ Ihre Hände spielen ihm am Nacken und an der Brust, gleiten liebkosend den Rücken nieder, längs der Wirbelsäule. Aber es ist zu viele und zu deutliche Absicht in ihren Händen und keine Leidenschaft.

Er umspannt ihre starke, hochgewölbte Brust, hält sie ohne Begierde, wiegt sie, gleichsam prüfend: „Eine aufgeblühte Blume bist du“, spricht er und weder seine Miene, noch seine Stimme hat Zärtlichkeit. „Eine aufgeblühte Blume bist du, Belscheba, bald wirst du anfangen zu welken . . .“

Sie versteht ihn nicht und lacht. „Was schenkst mir heute?“

Er antwortet nicht, schaukelt ihre Brust. Seine Stirne hat Runzeln.

Sie neigt ihren Kopf, küßt ihm den Arm und fragt wieder: „Was schenkst du mir heute?“

„Sechs Schafe und einen Widder!“ sagt er hart, läßt sie los und erhebt sich.

Sie jauchzt, klatscht froh in die Hände: „So viel? So viel?“ Sie will ihn umhalsen, doch er entzieht sich ihr.

„Ja,“ sagt er, „so viel! Zum Abschied.“

„Kommst du morgen wieder?“ will sie wissen. Sie hat kein Wort begriffen.

Er lächelt. „Vielleicht bin ich morgen wieder in Gasa . . ."

„Bei mir?" ruft sie.

„Vielleicht . . . bei dir . . ," zögert er, „wer kennt denn seine Begierden von morgen oder übermorgen. Wer seine Launen von nächster Woche . . . vielleicht bin ich auch morgen noch bei dir . . ."

Belscheba wird plötzlich ernst, als hätte sie einen Einfall. Dann erglänzt ihr volles, rotes Antlitz in Heiterkeit. „Aber . . . wenn ich ein Kind von dir trage?"

„Was dann?" fragt er hochmütig.

„Dann kommst du immer zu mir?" triumphierte sie.

Er schaut sie an und es ist ein kleines bißchen Mitleid in der Hoheit seines Blickes. „Das Kind . . .," spricht er, „es wird hier aufwachsen . . . in Gasa . . . es wird zu Dagon beten . . . und wenn es wieder Krieg gibt . . . zwischen deinem Volk und dem meinigen, wird es gegen die Unsern kämpfen . . ."

„Es kann auch ein Mädchen werden . . .", lacht Belscheba.

Simson spricht im gleichen, ruhigen Ton, während seine Augen den untersetzten, üppig breiten Körper der nackten Belscheba betrachten: „Wenn es ein Mädchen wird, dann nimmt einer von den Knaben, die jetzt in den Straßen zu Gasa spielen, sie später einmal zum Weib . . . das Kind wird niemals mein Kind sein!"

Belscheba lacht nicht. „Ich trage kein Kind von dir!" trotzt sie.

Simson lacht aber laut. „Na ... um so besser!“ Und er geht.

Behutsam schleicht er durch die stockfinsteren leeren Gassen, hält auf dem engen Platz, wo der Brunnen steht. Zieht den Eimer herauf und trinkt. Behutsam schleicht er weiter. Die Hunde, die umherlungern, kennen ihn, knurren nicht, bellen nicht, wedeln und weichen ihm aus. Von manchen Dächern beugen sich dunkle Schattengestalten nieder und ihre Blicke folgen Simsons dunkler Schattengestalt. Er achtet nicht darauf. Vorsichtig tritt er in die tiefschwarze Finsternis des Torbogens. Als sei er eines Hinterhaltes gewärtig. Kein Mensch ist da. Das wuchtige Tor ist nur zugelehnt. Für ihn. So halten sie ihm Nacht für Nacht die Stadt geöffnet. Welchen Überfall hätten sie zu befürchten, wenn Simson in Gasa weilt? Und könnten sie ihn fangen, wenn sie das Tor versperren?

Er ist draußen im Freien. Er hört, wie hinter ihm die schweren Riegel vorgeschoben werden. Er sieht den unendlichen Sternenhimmel über sich. Er atmet den frischen, tauigen Erdgeruch der Felder. Er hört das schrille Zirpen der Grillen, das ferne Schlagen einer Wachtel.

Wie er heimwärts schreitet, rauscht es im Korn. Er lauscht. Gazellen, die er rege gemacht hat, flüchten. Ein wenig später huscht ein rascher Wischer ihm über den Weg. Ein Schakal.

Während er geht und geht, vernimmt er in den Lüften

trillernden Vogelgesang, der höher und höher steigt, obwohl noch tiefe Nacht über dem Gefilde lagert. Die erste Lerche.

Da weiß er: der Tag ist nahe.

Als er ans Vaterhaus kam, war es noch immer dunkel. Die Sterne silberten noch immer. Doch die Hähne krähten.

Simson legte sich bei der Türschwelle nieder und schlief sogleich, fest und tief.

Die Mutter, die herauskam, als die Sonne aufging, mußte über ihn hinwegsteigen. Der Vater stieß ihn an, trat ihn mit dem Fuß in die Hüfte. Er merkte es nicht und schlief.

Der Tag rückte vor, wurde heißer. Es roch gewürzig nach durstigem Gras, nach Kräutern und dünstendem Holz. Es roch nach Herdfeuer und kochender Milch.

Simson schlug die Augen auf, lächelte dem hellen Tag entgegen und erhob sich mit einem Ruck. Sein Erwachen war so schnell und unvermittelt wie das eines jungen, gesunden Tieres.

„Gesegnet sei dein Morgen, weiser Richter." Manoah stand vor ihm und bot ihm diesen Gruß, mit dünner, hoher, in Spott geschaukelter Stimme. „Sie warten schon auf dich", fügte er vorwurfsvoll hinzu. „Stundenlang warten sie, während die Sonne vorrückt." Simsons Gesicht wurde finster, während er an dem kleinen alten

Mann vorbeischritt ohne ein Wort. Manoah folgte ihm. „Du liegst da, ausgestreckt wie ein geschlachteter Stier ... nur weil du schnarchst, weiß man, daß du schläfst ...“ Er lachte höhnisch. „Und sie warten auf dich ... weiß Gott, woher sie die Geduld dazu nehmen ...“ Er schrie: „Willst du ihnen nicht wenigstens einen Blick gönnen? Hoher Richter, du!“

Simson hörte den Alten nicht, der mit ausgestrecktem Arm zu der Versammlung an der Sykomore wies. Er hatte frisches Wasser aus dem Brunnen geholt, hatte die Kleider abgeworfen und überschüttete sich mit gestülptem Eimer. Es rauschte, plätscherte, spritzte und sprühte um ihn. Dann rieb er sich mit flachen Händen Brust und Rücken, stand nackt da und ließ den festen, rotbraunen Körper in der Sonne trocknen. Rasch zog er sich wieder an, betete stumm, indessen die Tropfen, die ihm noch durch Bart und Haare rannen, im Sonnenlicht funkelten.

Langsam ging er jetzt zur Sykomore, die weit abseits vom Haus ihren Wipfel breitete. Dort harrten viele Menschen, Männer und Frauen, beisammen. Ihr erregtes Schwatzen verstummte, als er näher kam, ihre hitzigen Gebärden setzten aus. Stumm wurden alle und an ihren Gliedern bewegungslos. Sie grüßten ihn durch ein Neigen ihrer Köpfe, ein leises Murmeln lief durch ihre Reihen. Einer von den ersten, die Simson erblickte, war Naftali. Der stand außerhalb der Gruppen, hatte ein junges, bildschönes Mädchen bei sich,

das Simson mit offener Bewunderung entgegenlächelte. Naftali trat ungeduldig von einem Fuß auf den andern, belauerte den Herankommenden, und wie Simsons Augen das Mädchen streiften, flüsterte er diensteifrig: „Es ist meine Tochter ... sie heißt Jebusea ..." Sein Marabugesicht verzerrte sich ins Groteske vor lauter demütiger Freundlichkeit.

Simson ging achtlos vorüber, nahm den erhöhten Sitz ein, im Schatten des Baumes, dicht am Stamm, blickte ernst in die Runde und sagte ruhig: „Wer sprechen will, trete vor."

Sogleich geriet die Menge in Tumult, Geschrei erhob sich und sie fingen an, um den Platz vor dem Richterstuhl zu raufen.

Simson mahnte: „Der Reihe nach!" Es klang ganz ruhig, aber sofort schwiegen alle.

„Du, Pinchas, zuerst", entschied Simson.

Der dürre Greis wankte hervor, zerzaust, atemlos, am Rand seiner Kräfte. Er konnte nicht sprechen. Simson schaute zu ihm nieder, blickte in die Runde und streckte den Arm aus: „Wer sind die Gefesselten?" Er wies auf zwei Jünglinge, die ganz umschnürt von Stricken waren.

„Männer aus Gasa," brüllte das Volk, „Verbrecher!" Frauen und Männer heulten: „Schandkerle!"

Simson gebot mit einer Handbewegung Schweigen. „Bindet sie los!" befahl er.

Wieder erhob sich das Geschrei, stürmisch widersetzten

sich alle. Simson befahl noch einmal, genau so ruhig wie früher: „Bindet sie los."

Die beiden wurden rasch von den Stricken befreit. Sie taumelten. Ihre jungen Gesichter, ihre zerzausten Haare zeigten deutlich die Spuren von Kampf und Mißhandlung. Sie bebten vor Erregung und Müdigkeit.

Simson beachtete sie nicht, sondern wandte sich zu Pinchas, der zuckend und wankend vor ihm stand: „Nun ... was gibt's?"

Der begann: „O Simson, unser Richter ...," schnappte er, „... ich bin ein alter Mann ... ein alter Mann ..."

„Das sehen wir", unterbrach ihn Simson. „Was willst du?" Es ergab sich, daß dem Pinchas vom Nachbar ein Stück Acker genommen war. Der hätte darauf gepflügt und gesät. Pinchas konnte ihn nicht hindern, „denn ich bin alt ... und meine Knechte sind alt ...", wimmerte er.

„Auch wenn du jung wärst mit deinen Knechten, könntest du ihn nicht hindern." Simson sprach gelassen.

„Aber das Feld ist mein", jammerte Pinchas.

„Gewalt und Schlägerei dulde ich nicht", kam die gelassene Antwort. Der Nachbar stand dabei, ein harter, wortkarger Bauer. Er gab zu, daß er im Unrecht sei, aber er war guten Glaubens gewesen, ohne sich was dabei zu denken. „Denn Pinchas hat diesen Streifen Feld schon viele Jahre nicht bebaut." Simson entschied: „Die Ernte soll diesmal dein Nachbar halten, Pinchas; er hat die Arbeit gehabt, hat das Saatgut ge-

geben ... Du kannst dir ein Stück Acker von meinen Feldern nehmen ... zum Ersatz in diesem Jahr."

Manoah krähte auf: „Alles verschenkt er! Alles verschleudert er! Noch zehn, noch zwanzig solche Fälle, und er ist ein Bettler! Was ..."

Simson sah ihn mit einem langen, schweren Blick an, vor dem Manoah schwieg.

„Es soll Friede sein in unserer Mitte", sagte Simson leise. Er wandte sich zu den beiden Gefangenen: „Habt ihr gegessen?" Sie schüttelten stumm die Köpfe. Einer von ihnen lallte mit zerbrechender Stimme: „Durst!" Simson befahl schnell: „Bringt ihnen Wasser!"

Die Verhandlung ging weiter. Streit um ein Stück Vieh. Ehezwistigkeiten. Verdacht des Diebstahls. Ungehorsam von Kindern. Simson verurteilte, sprach frei, schlichtete, versöhnte. Aber keiner entfernte sich, jeder wollte zugegen sein, wenn über die beiden Fremden Gericht gehalten würde.

„Ihr Knaben aus Gasa," begann Simson, „was habt ihr verbrochen?"

Die beiden schwiegen und sie wären auch nicht zu hören gewesen, wenn sie hätten gleich sprechen wollen. Denn wüstes Toben brach aus. Arme fuchtelten in der Luft, Weiber kreischten, schnatterten, Männer brüllten. Die Erbitterung, die lange zurückgestaut war, schäumte über.

Gebietend hob Simson die Hand; da wurden sie still. „Einer nur redet", sagte er, schaute sich um, erblickte

Ruben in der Menge und winkte ihm zu: „Komm her!“ Dann, als Ruben vor ihm stand: „Sprich!“

Zornrot knurrte Ruben: „Die zwei haben wir ertappt, heute Nacht. Sie sind des Todes schuldig, weil . . .“

Simson unterbrach ihn: „Ob sie schuldig sind und ob sie sterben müssen . . . ist meine Sache.“

Heftiger noch knurrte Ruben: „Wie sollen sie nicht schuldig sein, wenn wir sie ertappt haben? Wie sollen sie nicht sterben müssen, wenn sie schuldig sind?“

Aber Simson blieb gleichmütig: „Du hast keine Fragen zu stellen.“ Und nach einer Sekunde: „Du sollst erzählen.“

Ruben berichtete, man habe schon nächtelang auf die zwei Burschen gelauert. Heute sei es gelungen, sie zu erwischen. Den einen, als er bei Asnath, dem Mädchen lag, der Tochter Zorahs, den andern, wie er eben von Silpa, der Tochter Hanochs, wegging. Ruben keuchte vor Wut und Empörung und alle ringsumher bemerkten es in gehässiger Neugier. „Unzucht haben sie hier getrieben“, schnaubte Ruben. „Heimlich haben sie sich hereingeschlichen.“

„Sie konnten nicht anders als heimlich . . .“ sagte Simson, „wenn Unzucht erlaubt wäre bei uns, wären sie am hellen Tag gekommen.“

„Wir sind gekommen,“ rief der eine, „wie du nach Gasa kommst, Simson!“

„Glaubst du?“ Simson sah ihn an. „Glaubst du wirklich?“ Er rief dem andern, der sich ihm zu Füßen warf und um Gnade flehte, zu: „Dein Name?“

„Zonar," stammelte der Jüngling, „Zonar bin ich . . . der Sohn des Akbor!"

Simson hob die Augen von dem Zerknirschten. „Wo ist das Mädchen?"

Aus der Menge gestoßen, taumelte Silpa vor den Richterstuhl, weinend, halb von Sinnen, das Gesicht in die Hände versteckt.

„Sohn des Akbor," redete Simson, „willst du sie zu deinem Weibe nehmen?"

„Unerhört!" krähte Manoah. Seine Stimme überschlug sich.

Simson warf das Haupt auf, blickte den Vater an und rief voll Strenge: „Du — schweig — Mann!"

Manoah wurde blaß. Er schwieg. Ein Hauch von Erschrecken flog über die Menge.

Der junge Mensch zu Simsons Füßen richtete sich empor: „Zum Weib . . .?" Er bebte am ganzen Körper. „Darf ich . . . darf ich sie zum . . . Weibe nehmen . . .?"

„Reich' ihr die Hand", gebot Simson.

„P—ha!" Der Schrei, geformt aus Wut und Hohn, entbrach aus Manoahs Lippen; aber es blieb bei diesem grellen Laut. Ein Blick Simsons erstickte jedes Wort.

Simson schaute finster umher. „Will jemand sich auflehnen wider meinen Spruch?" Es klang Unmut und Drohung in seiner Stimme. Keiner wagte sich zu regen. Der Gefangene hatte mit einer irren Bewegung in die Luft gegriffen, hatte den Ellbogen des Mädchens neben sich berührt, ihre Hände waren ineinandergeglitten, hielten

sich fest und hingen herab. So standen sie nun vor Simson, Silpa den Kopf tief zur Brust gesenkt, Zonar, das Antlitz in angstvoll gespannter Erwartung zum Richter gehoben.

Simson hatte seine ganze Gelassenheit wieder. „Du, Hanoch," sagte er, „wirst deiner Tochter keine Mitgift geben, du wirst sie nicht sehen und sie nicht mehr kennen. Zerreiße dein Kleid, streue Asche auf dein Haupt, dir ist ein Kind gestorben. Es gibt keine Verwandtschaft zwischen uns und den Leuten von Gasa."

Der alte Hanoch riß unter dumpfen Schmerzlauten seinen Rock entzwei; sein Weib schrie heulend auf und stürzte zu Silpa, die sich schluchzend in die Arme der Mutter werfen wollte.

„Halt!" rief Simson. „Keinen Schritt! Hier ist der Tod!"

Alle blickten stumm auf die beiden Alten, die einander verzweifelt umschlungen hatten, als wollten sie sich gegenseitig davon zurückhalten, der verlorenen Tochter nahezukommen.

Nun kehrte sich Simson dem zweiten Jüngling zu. Doch bevor er ihn noch anreden konnte, rief dieser laut: „Du Ehestifter, du trauriger . . . damit du's weißt . . . ich nehm' hier kein Weib!"

Simsons Mienen blieben unverändert: „Niemand hat dir eins angeboten . . . sag' deinen Namen."

„Ich bin Ehi", kam es zurück.

„Dein Vater?"

„Mein Vater ist tot!“ sprach der Jüngling mit festem Ton. „Er war der Bogenschütze Kilbeneth.“

Simson fuhr fort, darüber hinweg: „Du bist auf frischer Tat ertappt, kannst also nicht leugnen . . .“

„Fällt mir nicht ein, zu leugnen,“ unterbrach ihn Ehi, „ich hab' dasselbe getan, wie du, so oft, bei uns . . .“

„Das hast du einmal schon gesagt,“ entgegnete Simson mit kaum merklichem Lächeln, „es ist . . .“

„Du Heiratsvermittler, du verfluchter,“ schrie Ehi, „wie viele hättest du schon selber zum Weib nehmen müssen, in Gasa?“

Simsons Stirne runzelte sich: „Einmal hab' ich eine von euch zum Weib genommen . . . aus ehrlichem Herzen . . . aus freiem Willen . . . das war genug . . . mehr als genug . . .“ Es klang wie ein Stöhnen. Er stand auf: „Du aber, Ehi, du glaubst, du hättest getan wie ich? Wann habe ich mich heimlich zu euch geschlichen? Wann bin ich gefangen worden? Wer von euren Leuten hat mich gefesselt, daß ich verschmachtet vor den Richter geschleppt wurde und ein Trunk Wasser mir Gnade war?“

Ehi zuckte, als wolle er reden. Doch Simson hob die Stimme, ganz wenig: „Du Sohn des schlechten Bogenschützen Kilbeneth, den ich erschlagen habe, ich komme als euer Gebieter nach Gasa; wenn mich die Lust dazu treibt, komme ich nach Gasa — dort sehe ich die lockenden Gesichter und Augen eurer Mädchen und von den Männern sehe ich nur den Rücken!“ Er atmete tief.

Chi schwieg in verwirrtem Trotz.

„Jetzt mein Spruch," sagte Simson ruhig: „Wir binden dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul zu. Dir aber will ich dein freches Maul verbinden. Als der Ochse, der du bist, sollst du in meiner Tretmühle gehen. An Ketten geschlossen. Du hast gewagt, wie ein Tier bei uns zu sein, deshalb sollst du auch wie ein Tier gehalten werden, dein Leben lang!"

Chi versuchte ein höhnisches Lächeln, aber er war steif vor Entsetzen und ganz kraftlos, als sie ihn abführten.

Mit einer scheuchenden Handbewegung herrschte Simson den Zonar an: „Pack' dich!"

Der zuckte erschrocken zusammen, warf den Arm um das Mädchen und zog sie fort, immer rascher, flüchtete mit ihr, wie man aus Lebensgefahr flüchtet. Geballte Fäuste reckten sich, drohendes Murren wurde laut.

Simson rief: „Wer sie anrührt, stirbt!"

Er stand und schaute den Enteilenden nach, wie sie eng aneinandergedrängt, gleich Gehetzten durch die Felder liefen. Als die beiden jenseits der Bodenwelle verschwunden waren, hob er die Hände: „Geht nun heim, in Frieden."

Das Volk verlief sich zögernd.

Dem Hause zuschreitend, fand Simson den demütig erbötigen Naftali und das Mädchen wieder auf seinem Weg. „Meine Tochter, hoher Richter . . .", murmelte Naftali. Simson gab keine Antwort und ging mit abgewendetem Antlitz weiter.

Daheim zeterte der Vater ein wenig: „Urteile ... schöne Urteile ... was für ein Richter ... heißt mich schweigen ... den eigenen Vater!“ Aber er war merkwürdig schüchtern.

Simson schwieg und setzte sich. Manoah rannte unruhig auf und ab und blinzelte den Sohn verstohlen von der Seite an. Endlich raunte er der Mutter ungeduldig ins Ohr: „Frag' ihn doch schon! Frag' ihn doch!“

Die Mutter trat zu Simson, strich ihm behutsam durchs Haar: „Hast du Jebusea gesehen?“

Simson rieb die Stirne: „Jebusea ... Jebusea ... wer ist das?“

Manoah fuhr im Sprung herum; er hielt es nicht mehr aus. „Naftalis Tochter!“ krähte er. „Stell' dich nicht so!“

„Ach die ...“ Gedehnt kam's von seinen Lippen. Dann verstummte er.

„Nun?“ drängte Manoah und achtete nicht auf den warnenden Wink der Mutter. „Nun, red' schon! Gefällt sie dir?“

Simson nickte. „Ein schönes Kälbchen“, meinte er sachlich.

„Kälbchen!“ fauchte Manoah, „Kälbchen ... Kalb ... wieso ... Kälbchen ... wieso?“

„Nun,“ entgegnete Simson langsam, „weil sie ausgeboten wird wie ein Stück Jungvieh.“

Wochenlang war Simson nicht nach Gasa gegangen. Er arbeitete auf den Äckern, er streifte einsam in den Fluren, er lag als Hirte bei den Herden. Einmal geschah es, daß er bemerkte, wie im hohen Gras die Halme sich leise regten. Ganz still und glatt war das übrige Gras, glänzend und dicht wie das Vlies eines Tieres. Nur diese wenigen Halme rührten sich, in einer geraden Linie immer nur wenige, als ziehe eine unsichtbare Hand behutsam einen feinen Strich durch das Fell der Erde. Simson stand bewegungslos. Die Rinder weideten ruhig und ein Lufthauch, kaum fühlbar, atmete über sie hinweg den zitternden Halmen entgegen. Der Tag war im Verglühen. Da wurden ein paar junge Kühe, zerstreut am hohen Rasen, unruhig und liefen in die Schar der andern. Da kam ein gelber Leib, eng am Boden geschmiegt, aus dem wirren Dickicht des Klees, ein wunderbar leichter, lautloser Sprung und der Löwe ritt auf dem Nacken eines jungen Rindes. Ehe das noch aufbrüllend zusammenbrach, war Simson dem Löwen im Genick. Unter beiden knickte das Stück Vieh nieder, rappelte sich davon und entkam blutend. Während die Herde trampelnd flüchtete, lagen der Mann und der Löwe auf der Erde. Fauchen, Ächzen, Stöhnen, zerbrechendes Brüllen, Aufspritzen der Scholle, die der Löwe mit wütenden Prankenschlägen zerriß. Der Mann lag eisern auf seiner Beute, die Fäuste in die Mähne vergraben. Der gelbe Leib zuckte unter ihm,

wollte sich entwinden, strebte sich zu erheben, so daß der unaufhörlich auf und nieder geruckte Mann aussah, als beschliefe er ein Weib. Die Tatzenhiebe wurden schwächer, ein Beben rann durch den geschmeidigen gelben Leib. Beschwichtigung, Ergebensein schien Einzug zu halten in die jetzt noch rasend erregten Glieder. Der Löwe lag still mit gebrochenem Genick und zerdrücktem Kehlkopf.

Simson stand langsam auf und keuchte. Er blickte wild um sich, als suche er noch einen Feind, noch viele Feinde. Seine Augen, rot unterlaufen, schwammen in Tränen des Zornes und der Anstrengung. Sein Antlitz war fast blau und sein Hals dick angeschwollen von der Wut des Kampfes. Er wartete, bis ihm das Herz wieder stiller klopfte, bis ihm der Atem leichter ging und bis seine Augen wieder rein schauen konnten. Dann hob er den Löwen auf die Schulter und wandte sich zum Haus. Als er an der Tretmühle vorüberkam, mußte er plötzlich halten. Aus der schwarzen Dämmerung des überdachten, ummauerten Raumes rief der Gefangene Ehi zu Simson, der von der Abendsonne umleuchtet wurde, stummen Schimpf. Nur mit den Mienen und den haßerfüllten Augen. Aber so stark war dieser wortlose Schimpf, daß Simson stehenblieb. „Schweig!" herrschte er Ehi an. Der lächelte höhnisch und seine weißen Zähne blinkten dabei auf. Er lehnte, von schweren Ketten gefesselt, in den Balken der Tretmühle. Simsons Antlitz verfinsterte sich: „Du schweigst nicht?" zürnte er. „Dein unverschämtes Gesicht redet —"

Ehi ziſchte ein kurzes Lachen. „Über mein Geſicht biſt du nicht Herr!“

„Nicht?“ Simſon trat herzu. „Meinſt du . . . nicht?“ Er legte die Hand auf Ehis Augen, breit und warm. Sie deckte Naſe und den Rand der Oberlippe. Mit der anderen, die dem Gefeſſelten in den Nacken griff, bog er ihm das Haupt hart und jäh zur Bruſt nieder. Dann ließ er los und fragte noch immer: „Ich bin nicht Herr . . .?“

Ehi jappte nach Atem. „Töten kannſt du mich!“ knurrte er mit einer Stimme, die ihr Erſchöpftſein und ihren Schrecken zu verbergen ſuchte. „Töten kannſt du mich, das iſt alles! Ich haſſe dich, ich verachte dich, du elender Hebräer, ich fürchte dich nicht, und nicht den Tod, der von deinen ſchmutzigen Fäuſten kommt. Die Peſt über dich! Noch einmal und immer wieder ſag' ich's dir: ich haſſe dich, du erbärmlicher Hebräer — brich mir doch das Genick wie dem da!“ Der erhobene Arm wies auf das große tote Tier auf Simſons Schulter. Die Kette klirrte.

„Du biſt kein Löwe, Ehi!“ Simſon lächelte. „Ein Schakal biſt du, klein und feige und ſtinkend — bah, meinetwegen belle, heule, und fletſche die Zähne!“

Ehi ſchäumte: „Feige? Du Hund! Du weißt, daß ich nicht feig bin!“

Simſon ging weiter. „Zerbrich deine Ketten,“ warf er geringſchätzig zurück, „zerbrich ſie doch, wenn du Mut und Kraft haſt.“

Ehi blieb allein; lehnte die Stirn an das harte Drehholz und weinte Tränen der Wut: „An dem Tag, an dem mir's gelingt . . . an dem Tag," knirschte er in sich hinein, „weh' dir, Simson!"

„Mein Sohn ist klug geworden", krähte Manoah und fuchtelte mit den Händen, trippelte hin und her und stieß ein vergnügtes grelles Jüh-Jüh-Gelächter aus. Er sprach an der Schwelle des Hauses, wandte sich zur Mutter, die in der Stube hantierte, und zu Simson, der draußen im Freien saß. Es kam keine Antwort. „Klug ist mein Sohn geworden und gut," fuhr Manoah fort, „mein Sohn geht nicht mehr nach Gasa, seit langem geht er nicht mehr in das verdammte Nest." Simson schwieg. „Brav ist mein Sohn," pfiff Manoah, „hört auf den Rat des Vaters, endlich, endlich beherzigt er, was der Vater sagt. Er wird ein Weib nehmen . . . ein reines Mädchen . . . aus unserem Volk . . . er wird glücklich sein und gesegnet von Gott . . ." Der Alte begann in die Hände zu klatschen und zu tanzen. Die Mutter stand in der Türe, Simson schwieg. Manoah wurde ruhig, wandte sich zur Mutter, wandte sich zum Sohn, blickte an beiden vorüber ins Weite und sprach mit singendem Ton, wie man zu Kindern redet: „Er wird Naftalis Tochter heiraten . . . und wenn es nicht Naftalis Tochter ist, wird er die Tochter Rubens heiraten . . ." Jetzt bemerkte er den warnenden

Blick der Mutter, doch nur noch zuversichtlicher beharrte er, wie als Antwort auf einen Einwand. „Nun, wenn es diese nicht ist und diese nicht . . . mag es eine andere sein. Ich werde schon eine Braut für ihn finden."

Simson erhob sich rasch und schritt eilig davon.

„Du kannst den Mund nie halten", sagte die Mutter zu Manoah, der dem Entschwindenden in sprachloser Paffheit nachschaute. „Du mußt reden und reden . . . und du bildest dir ein, daß deine Worte, deine armen, sein Schicksal lenken . . ."

Simson aber ging noch denselben Abend nach Gasa.

Vor Sonnenuntergang betrat er die Stadt, wanderte unschlüssig und zögernd durch die Straßen umher. Vor der Wohnung der Belscheba hielt er kaum an, seine Mundwinkel zuckten in Überdruß. Er sah Sidka auf dem niedern Dach ihres Hauses und bog ab; er dachte an Tug und an die sanfte Fülle der Enican, aber das lockte ihn nicht. Keine der Frauen, die er hier besessen hatte, weckte das Verlangen in ihm, das Erinnerung so oft entzündet. Er ging zu dem Brunnen, aus dem er immer zu trinken pflegte, und setzte sich an den steinernen Rand. Wohin seine Sehnsucht zielte, wußte er nicht. Doch Sehnsucht wühlte in ihm, als eine bittersüße, schmerzhafte Unruhe.

Die Männer von Gasa waren nicht mehr angstvoll auseinandergestoben, als Simson hereinkam. Keine Panik entstand mehr, wie früher, auch kein heimliches Zusammenrotten und Auflauern. Sie wichen ihm aus,

wo er sich zeigte; sie mieden in Gegenwart der Weiber den Anschein der Furcht, sie blieben stehen, wo er sich näherte, setzten ihre Gespräche mit erzwungen lauter Stimme fort, sie lachten überlaut, während sie taten, als sähen sie ihn gar nicht. Dann aber hatten sie Eile, in ihre Türen zu schlüpfen, dann waren sie beflissen, ihm zu entschwinden und sich in Sicherheit zu bringen.

Simson saß da und der Platz wurde leer von Männern. Es sah aus, als wohnten nur Frauen und Mädchen in dieser Stadt. Sie wandelten geputzt rund um den Brunnen, immer mehr geputzte Mädchen kamen, schäkerten, lachten, kicherten untereinander, aber keine wagte es, sich Simson zu nähern.

Fast wurde es schon dunkel, als ein kleiner Zug von Frauen auf dem Platz erschien. Dienerinnen schritten voraus, Dienerinnen hielten Pfauenwedel und Palmblätter über dem Haupt eines schmalen Weibes in ihrer Mitte. Sklavinnen folgten und trugen kostbare Gefäße mit wohlriechenden Essenzen, Erfrischungen, trugen Fackeln, die noch nicht brannten. Das war Ganna, die nun kam. Ihr dünnes Gewand aus doppelten, silberfarbigen und roten Schleiern ließ die schmale, goldbraune Säule ihres Leibes durchschimmern, die hoch angesetzten Hügel ihrer zarten Brüste; purpurne Seide floß in reichen, zärtlichen Falten an den Hüften die Schenkel nieder. Geschmeide aus Perlen, Bernstein, Rubinen und Amethysten klirrten in schweren Ketten von Hals und Busen. Edelsteinbesetzte Goldreifen um-

spannten Arme und Fesselgelenke der Beine. Ein lindes Duften entströmte diesem schönen, geschmückten Weibe.

Ganna blieb vor Simson stehen und maß ihn neugierig mit zugreifenden Blicken. „Wer bist du?" Eine leise Unsicherheit, hervorgerufen von Lüge, Begehren und Angst, schwang in ihrer Stimme.

Simson ließ sie warten. Er schaute sie an, die in mühsam bezwungener Ungeduld vor ihm stand; er merkte, wie sie es bereute, wie sie mehr und mehr davor erschrak, ihn angesprochen zu haben, doch seine Augen hatten eine harmlose, knabenhafte Reinheit, während er sie betrachtete. Langsam erhob er sich, streckte die Hand aus und faßte die Schulter Gannas: „Und wer bist du?" fragte er sanft. Ganna fuhr bei der Berührung zurück, klammerte sich an ihre Würde und hatte doch das Empfinden, ihre Würde preiszugeben. „Was unterstehst du dich . . .?" stammelte sie. Der Atem stockte und ihr goldbraunes Antlitz wurde allmählich dunkelrot.

Simson lachte, leise und zärtlich. „Wozu dies Spiel?" sprach er. „Ich kenne dich . . . Fürstin von Gasa . . . und du weißt genau, wer ich bin." Da sie verwirrt schwieg, fuhr er fort: „Ich habe mich erdreisten dürfen . . . dich zu berühren . . . du siehst, wie gefährlich es ist, wenn wir so tun, als seien wir einander fremd!"

Ganna faßte sich ein wenig: „Warum meidest du unser Haus?" Sie sprach stockend.

Wieder ließ Simson sie warten. Seine Blicke tauchten

in die ihren und wurden dunkler. „Weil ich nur zu meiner Lust in eure Stadt komme," sagte er, „nur um mich an euren Mädchen zu ergötzen ..." Er machte eine Pause und sagte dann noch: „Du ... schöne Frau." Es war wie eine körperliche Liebkosung.

Mit Anstrengung überwand Ganna das Beben, das sie befallen wollte. „Unsere Männer," erwiderte sie, „unsere Männer, die bei euch das gleiche suchen, müssen hart dafür büßen."

Simson duckte den Kopf vor und antwortete rasch: „So straft mich doch!"

„Man wird dich strafen!" hauchte Ganna in das nahe Antlitz. Dann wandte sie sich, um zu gehen.

„Sag' deinem Gatten," rief jetzt Simson, „es ist Ruhe zwischen uns, aber kein Friede. Sag' ihm, daß ich daran denke."

„Ich bin nicht Botenträgerin deiner Worte", warf Ganna hochmütig zurück und entfernte sich.

Simson lachte still hinter ihr her, dann nahm er wieder seinen Platz am Brunnenrand. Er beachtete die Leute nicht, die Männer und Frauen, die herangeschlichen waren, um seine Begegnung mit ihrer Fürstin zu belauern. Jetzt flohen sie wieder, in jener uneingestandenen, zögernden Flucht, die ihren Schrecken zu verbergen strebte. Er war allein.

Da kam, als er aufstehen und heimkehren wollte, ein junges Mädchen. Es war fast schon dunkel, von den Dächern glomm der milde Flackerschein entfachter Fackeln

und Leuchtpfannen, überzitterte mit rötlich feinem Gold die schweren Schatten der Häuser. Das Geklimper von Saiteninstrumenten regte sich, das dünne, hohe Blasen von Hirtenflöten, Gewirr von Stimmen und Gesang.

Das Mädchen ging stracks auf den Brunnen zu. Fröhlichkeit und Bangen war in der Bewegung ihrer schmalen Gestalt, Neugierde und Zurückhaltung. Simson blickte ihr entgegen. Sie lächelte: „Du bist lange nicht bei uns gewesen", begann die Kleine. Simson wunderte sich der freien Anrede. „Ja," antwortete er, „lange nicht." Sie neigte sich näher zu ihm und musterte ihn unverhohlen. Er vermochte ihre Züge kaum wahrzunehmen. Nur ihre Jugend erkannte er und ihre leichte, beschwingte Anmut. „Das letztemal", begann sie wieder, „warst du bei Belscheba . . ." Er nickte. „Du gehst nicht mehr zu ihr?" wollte sie wissen. „Schickt sie dich, um das zu fragen?" fuhr er auf. „Nein doch!" Sie streckte ihren Finger aus und tippte ihn an die Brust. „Ich bin es, die dich fragt." Simson ergriff den Finger, umfaßte die schmale, kleine Hand: „Du? . . . Was kümmert's dich?" Das Mädchen entzog ihm rasch die Hand: „Gar nichts kümmert's mich." Das war leise und unwillig. „Nun", sprach Simson, „weil's dich nichts kümmert . . . ich gehe nie mehr zu Belscheba . . ." Sie reckte ein wenig das Haupt und meinte nachdenklich: „Das ist gut . . . Belscheba taugt nicht für dich . . ." Simson lachte. „Denkst du, kleines Mädchen . . . ich hätte geglaubt, sie tauge für mich?" Sie schüttelte den Kopf. „Nein."

Sie redete ganz ernst und sachlich. „Das kannst du nicht geglaubt haben ...“ Und im selben sachlichen Ton weiter: „Auch Tug war nichts für dich ... nein ... die Enican vielleicht eher ... aber nein ... doch nicht ... und Sidka schon am allerwenigsten.“ Simson ließ ein leises Knurren hören: „Du kennst aber jede von meinen ...“ Scharf unterbrach ihn das Mädchen: „Jede ... gewiß!“ Dann wieder sanft und sachlich: „Es sind schlechte Weiber.“ ... Simson scherzte: „Du ... bist besser?“ Das Mädchen antwortete nichts; nur ihr Körper zuckte unmerklich. Sie wandte sich, um zu gehen. „Ohne Gruß?“ rief er. Kurz verhallte der Schritt, zögernd, und es klang ganz still, kaum zu hören: „Gute Nacht.“ Er befahl: „Bleibe noch.“ Sie rührte sich nicht. „Also ... wer hat dich geschickt?“ forschte er. „Niemand“, entgegnete sie fest. „Und was ... hast du gewollt?“ drängte er weiter. „Nichts.“ Erstaunen war in ihrer Stimme. In der seinen war Zweifel, als er wiederholte: „Nichts?“ Ein kurzes, feines Lachen, dann gab sie zur Antwort: „Wirklich nichts! Ich wollte nur wieder einmal mit dir reden ...“ Simson beugte sich vor, seine Ellenbogen ruhten auf die Knie gestützt: „Haben wir zwei denn schon miteinander gesprochen?“

„Ja.“

„Wann?“

„Damals!“

„Ich weiß nicht, wann dieses Damals war.“

„Als ... als unsere Felder brannten!“

Sie stand in der Dunkelheit der Nacht nur wie ein schmaler Schatten vor ihm. Er mühte sich vergeblich, ihr Antlitz zu sehen, reckte den Arm, um sie an sich zu ziehen, und konnte sie nicht erreichen. An jenen Morgen dachte er, dessen frische, klare Luft den Geruch verkohlter Pflanzen getragen hatte, an seinen Zorn, der in Schadenfreude verebbt war, an das große Gelingen seiner Rache. Jetzt erst kam ihm die holde Anmut der Kleinen in den Sinn, die ihm damals so beherzt entgegengetreten war. Er hatte nicht bemerkt, wie schön sie war, und sich ihrer bisher nie erinnert.

„Du bist das gewesen?" flüsterte er.

„Ich war es auch," sprach die Schattengestalt, „die hier am Brunnen saß, als du zum erstenmal hereinkamst, um zu trinken . . . weißt du noch?"

Er wußte es nicht: „Wann war das?"

„Ach, das war, als die Unseren solche Angst vor dir bekamen . . . das ganze Heer flüchtete wie eine Schar Hasen . . . dieses tapfere Heer." Es klang wie Spott.

„Richtig!" Simson lachte wie ein kleiner Junge. „Ein Heldenstück hab ich da wohl kaum geleistet! Die Eueren" . . . Er hielt inne.

„Die Unseren . . ." Die Schattengestalt redete bekümmert und höhnisch. „Die Unseren . . . Es sind längst nicht mehr die Meinigen . . . ich ginge fort . . . am liebsten weit fort von ihnen . . . wüßte ich nur wohin und zu wem . . ."

„Wie heißt du?“ fragte Simson.

Das Mädchen im Finstern sagte: „Delila.“ Und entschwand.

Als Simson wochenlange nicht in Gasa erschienen war, hatte Zemeah freier zu atmen begonnen. Man hörte nichts von dem Mächtigen, man sah nichts von ihm, alles war ruhig und Zemeah frohlockte. Er näherte sich Ganna wieder und sein Weib nahm ihn liebreich auf. Kein einziges Mal war zwischen ihnen von Simson die Rede. Nur in einer Nacht, da Zemeah wieder Ganna in den Armen hielt, entglitt ihm der Ausruf: „Er wagt es nicht mehr.“ Ganna lächelte, während sie zur Erwiderung gab: „Fast... scheint es so.“ Ein paar Tage darauf warf sie die Bemerkung hin: „Ehi ist in seiner Tretmühle.“ Als sei ihr das eben eingefallen. Zemeah schwieg dazu.

An diesem Abend aber, als sie heimkam, war sie voll rastloser Ungeduld, war sie wieder herrisch, abweisend, hatte Spott und Trotz in den Augen und um die feinen, aufreizend geschwungenen Linien ihres Mundes. Unwillig knurrte Zemeah endlich: „Was hast du, Frau! Du bist unerträglich!“

Ganna lachte niederträchtig: „Unerträglich...? Dann muß ich arg sein,“ höhnte sie, „denn du erträgst viel! Zuviel erträgst du!“ Und als er sie ratlos, fragend anschaute, zischte sie ihm ins Gesicht: „Er ist wieder da!“

Zemeah fuhr auf. „Er!?“ Verwirrt fügte er hinzu: „Nicht möglich!“

Ganna schüttelte sich in einem Lachen, das lautlos blieb. Nur ihre Perlenschnüre und ihre Edelsteinketten klirrten Musik und ihre Brüste, die durch den schleifenden Stoff sichtbar waren, zitterten. „Nicht möglich . . .“, wiederholte sie. „Nein . . . wirklich . . . er hat solche Angst vor dir . . . vor dir . . . und deinen entsetzlich tapferen Kriegern . . . solche Angst . . .“

„Woher weißt du . . .?“ knirschte Zemeah.

„Oh . . . nur von ungefähr . . .“, Ganna wurde ganz ruhig, schien verdächtig kühl, „nur eine Vermutung . . . ich weiß natürlich nichts . . .“ Sie ließ eine Pause ausgehen, dann sprach sie mit kalter Gleichgültigkeit: „Er sitzt in der unteren Stadt . . . sitzt ganz offen am Brunnen . . . seine Gegenwart scheucht die Männer in ihre Häuser . . . ich habe mit ihm geredet . . . und keiner meldet es dir . . . du großer Fürst.“

Zemeah wurde dunkelrot. „Geredet . . . du mit ihm . . .?“

„Seine Stimme ist sanft . . .“ Ganna geriet in Enthusiasmus. „Kein Mann in Gasa hat solch eine sanfte Stimme wie er . . . kein Mann auf der Welt . . . er lacht wie ein Kind . . . wie ein unschuldiges Kind . . .“

Zemeah hielt beide Fäuste an die Schläfen; es ließ sich nicht erraten, ob das Zorn, Schmerz, Verzweiflung oder alles zusammen ausdrücken sollte. Er war nun

leichenblaß geworden. „Was weißt du noch?“ stieß er hervor.

Sie achtete nicht auf ihn, der ganz nahe bei ihr stand; sie schaute durch ihn durch, von Erinnerung umfangen: „Was ich noch weiß . . .?“ Sie lächelte und fuhr sich über die Brust, langsam, wie eine Liebkosung nachfühlend. „Was ich noch weiß . . .? Seine Hand ist leicht und zärtlich . . . und ihr entsprühen wunderbare Schauer . . . Nein!“ unterbrach sie ihre Schwärmerei, als Zemeah sie an den Armen faßte und sie rüttelte. Sie sprachen beide gleichzeitig. „Er hat dich angegriffen?“ keuchte Zemeah. „Nein,“ sagte Ganna, verächtlich und zerschnitt damit die Wut seiner Worte, „nein, wenn du auch noch so roh bist . . . du hast keine Kraft . . . du bist in deiner ärgsten Wildheit ein Jämmerling . . . gegen den großen Männerwillen, der selbst in seinen zärtlichen, seinen gelinden Händen wohnt . . .“ Sie zuckte die Achsel und Zemeahs Fäuste glitten ab von ihr.

Atemlos stand er und röchelte: „Bestie!“ Es blieb ungewiß, ob er Simson meinte oder Ganna. „Dich . . . dich . . . hat er dich angefaßt . . .?“ Er hob die Hand zitternd zu ihrem Busen. Sie blickte ihm ruhig ins Auge, zynisch, wie ihm dünkte, und untreu. „Rede!“ drängte er. „Du . . .? Du bist verloren, wenn du das von ihm geduldet hast . . . rede endlich!“

Gannas Mienen und Blicke waren unsagbar hochmütig: „Du — Zemeah — du wärst verloren, du — nicht ich . . . es lag in seiner Macht . . .“

„Wo? Also wo denn ...?“ Zemeah bebte vom Kopf bis zu den Füßen.

Ganna erbarmte sich grausam: „Seine Hand lag eine Sekunde auf meiner Schulter ... seine Hand“, sagte sie. Und sie sagte: „Du Armseliger ...“ Dann kehrte sie sich weg von ihm.

Als er allein war, kam einer von den Wächtern und meldete, ein Mädchen sei gekommen. Sie habe Wichtiges mitzuteilen.

Zemeah warf sich auf sein Lager; erschöpft, verwirrt, von stürmisch erregten Wünschen des Hasses, der Vernichtung und der Sehnsucht durchwühlt.

Das Mädchen schlüpfte herein.

„Simson ist dagewesen“, flüsterte sie wichtig.

„Wer bist du?“

„Ich heiße Kadita,“ fuhr sie fort, „bin die Tochter der Atargatis, und wir wohnen in der unteren Stadt, nahe am Brunnen ...“

„Er war bei dir?“

Kadita schüttelte den Kopf. „Wie hätte er bei mir sein sollen ... ich bin noch zu jung ... die Mutter schickt mich ...“

„Er ist fort?“

„Ja!“

„Wirklich ... fort?“

„Ja ... doch!“

Zemeah musterte die Kleine: „Er war doch nicht bei deiner Mutter?“

Kadita lachte: „Meine Mutter ist zu alt . . .“ Nach kurzem Zögern, kokett: „. . . wie ich zu jung bin . . .“ Dann: „Er war bei Delila.“

„Wer ist Delila?“

„Meine Schwester!“ Das klang stolz.

„Tritt näher.“

Das Mädchen flog heran, wie von einem Verlangen getrieben; ganz dicht vor ihm stand sie jetzt. Ihr schmales kindliches Gesicht war voll Heiterkeit und doch gespannt; ihre großen dunklen Augen brannten neugierig und in kaum bewußter Lockung.

Zemeah hatte sich aufgerichtet. „Wer sagt, daß du zu jung bist . . . ?“

Sie hielt seinen Blick fest, sie entzündete ihn noch höher, senkte die Stirn und flüsterte: „Niemand sagt das . . .“

Zemeah legte die Hand um ihre schmale Hüfte. „Du hast soeben doch selbst . . .“

Sie löste sich mit einem leichten Ruck aus der Berührung: „Ach, das war nur . . . das glaube ich . . .“

Seine Finger spielten mit den Knospen ihrer Brust. „Du bist eben recht.“ Sie schien es nicht zu bemerken und fuhr fort, ihm erwartungsvoll in die Augen zu schauen. Verwirrt fragte er: „Deine Schwester . . . wie heißt sie?“

„Delila!“

„Richtig . . . ist Delila so schön wie du?“

Das Mädchen lächelte: „Sie hält sich für schöner . . .“

„Und . . . Simson war bei ihr?" Nur mühsam gedachte er jetzt des Feindes. Das frische junge Wesen da vor ihm nahm seine Sinne gefangen. Sie atmete heißer, ihr Hauch wehte ihn an: „Was meinst du?" Er wiederholte, schon wie ein Trunkener: „Und . . . Simson . . . war bei ihr?"

Sie schien zu erwachen: „Nein," lachte sie leise, „bei ihr . . . ist er nicht gewesen . . . er saß am Brunnen . . . sie haben lang miteinander geredet . . . dann ist er fort . . . Delila hat sich auf das Dach gelegt und keine Antwort mehr gegeben . . . kein Wort war aus ihr herauszubringen."

Sie schauten sich eine Weile an wie zwei, die in glückliche Betäubung sinken. Zemeahs Hände streichelten suchend ihren schmalen Körper, sein Mund wollte zu ihrem Mund. Da erbebte sie plötzlich. „Laß mich . . ." Es war Angst, Zärtlichkeit und Befehl in ihrer jungen Stimme. „Laß mich . . . ich muß heim."

Simson hielt sich fern. Er blieb bei den Herden, liebkoste die Lämmer, spielte mit den jungen Füllen, klaschte den Rindern auf das glänzende Fell. Dann saß er wieder unter der Sykomore, gab den Leuten, die kamen, Rat oder Urteil. Er ritt auf dem störrischesten Hengst, zwang ihn zu schnellstem Galopp, bis das Tier müde wurde und zahm. Ab und zu dachte er: Delila! Doch erschrak er, wenn dieser Name ihm einfiel, wenn zu-

gleich mit dem Namen die holde Gestalt des Mädchens durch sein Gedächtnis schwebte, wenn er den linden Wohlklang ihrer Stimme zu hören meinte. Sie war unberührt, das wußte er, hatte noch keines Mannes Kuß erlebt. Er könnte sie zum Weibe nehmen. Widerwillig schüttelte er den Kopf, wenn ihm das in den Sinn kam. Zum Weibe! Niemals! Wäre die Eine nicht gewesen, mit der er zu Thimnath Hochzeit gehalten hatte, die Eine und ihr treuloser Verrat — wäre das nicht gewesen! Sein Vater stand vor ihm, so wie er sich dieser Geschichte erinnerte, der kleine, jämmerlich kluge, alte Mann, den er kaum liebte, dessen Schelten er verachtete, mit dem er kein Wort sprach, in solchen Momenten begann er ihn zu fürchten. Einige Male hatte er während dieser Tage seiner Mutter alles erzählen wollen. Aber er empfand ein schamvolles Verzagen, ihm entschwand alles, was er zu sagen vorhatte, und er gewahrte, daß es gar nichts zu erzählen gäbe. Er sang nicht, diese ganzen Tage. Ein einziges Mal machte er sich auf, als die Dämmerung begann, und schritt den Weg nach Gasa. Da sang er leise vor sich hin, zog schließlich den Namen Delila in sein Singen, zögerte dann, blieb stehen. Und kehrte um.

Dort, nahe dem Vaterhaus, lehnte Ehi zwischen den Balken der Tretmühle, gefangen, gefesselt. Von dort blies der Atem des Hasses zu ihm her. Das war der Haß, den das Volk von Gasa gegen ihn hegte, das ganze Volk, gegen Simson und die Seinen. Er hatte

diesen Haß gebändigt und an die Kette gelegt; aber er konnte ihn nicht beschwichtigen, noch austilgen. Der Haß glühte weiter, nur noch tiefer, noch unversöhnlicher. Hier draußen hatte Simson ihre Felder verwüstet, hatte ihren Fürsten zu Boden geschlagen, hatte ihre gewappneten Scharen in sinnlose kindische Flucht gejagt. Alles fiel ihm ein, was geschehen war, loderte im Dunkel seiner Wehmut auf wie ein Brand in der Nacht. Aber selbst wenn dieses Feuer gelöscht wäre, blieb immer noch Eines, daß sie zu einer steinernen Figur beteten die dort drüben in Gasa, daß sie nichts von dem unsichtbaren Gott wußten, den er kannte. Er sah diesen Gott in der sanften Schönheit der Landschaft, im Auf- und Niedersteigen der Sonne, in der Pracht des hochgewölbten Sternenhimmels. Er hörte ihn aus dem Brausen des Wettersturmes wie im milden Rauschen der Baumwipfel und im zarten Geflüster der windbewegten Halme auf den Feldern. Er spürte sein allgegenwärtiges Walten in der tiefen, für immer gegebenen Gesetzmäßigkeit, mit der das Dasein der Geschöpfe hinlief, Erblühen, Reifen und Welken, Leben und Tod einander folgten, Untergang und Erneuerung. Er trug diesen Gott in seiner eigenen Brust und wenn er der vielen Schicksale, Abenteuer, Opfer und Geheimnisse eingedenk war, die sein Volk, die ihn von Geburt an mit Gott verbanden, flammte sein Herz so stark auf, daß alles andere darin versank und zunichte wurde. Auch der Name Delila.

Nein, mit den Leuten zu Gasa würde er sich nie wieder verschwägern.

Er hatte dies ‚nie wieder!' eben erst vor sich hingesprochen, ging durch die reifenden Äcker auf schmalem Fußpfad dem Hause zu, aufrecht, wenngleich entschlossen, feierlich, wenngleich etwas wehmütig in seinem Sinn. Weit draußen im Westen, dort wo die Welt zu Ende war und das Meer, das er nicht kannte, seine Wellen ans Ufer schlug, glühte der Himmel im Abendrot. Von fern blickten die Mauern und Zinnen Gasas heroisch beleuchtet herüber. Simson hatte sich abgewendet, weil das von der Hügelhöhe strahlende Bild der Stadt Verlockung auszusenden schien. Er schritt heimwärts; hielt die Augen zu Boden gesenkt, die eine Faust nestelte im schweren Knoten seiner Haare, um ihn für die Nacht jetzt schon zu lösen.

Da raschelte es zu seiner Linken in den Halmen. Ganz leise. Simson blieb stehen. Das war kein Tier. Weder Schakal noch Gazelle. Er kannte die feinsten Bewegungen der Halme und wußte sie zu deuten. Was sich dort rührte, war ein menschliches Wesen. Er schaute aufmerksam hinüber. Gewiß kein Mann, ein Knabe vielleicht. Simson sprang schnell in das Feld und rief: „Wer ist dort!"

Keine Antwort kam.

Noch einmal rief er: „Wer ist dort!"

Nun begannen die Halme heftig zu rauschen, knickten entzwei vor der Flucht, die dort versucht wurde.

Simson lief durch das tönende Dickicht. „Steh!“ schrie er. „Bleib stehen! Ich bin schneller als du! Wenn du nicht stehen bleibst, schlag' ich dich tot!“

Beinahe hätte er das Mädchen überrannt, das ihn nun erwartet hatte.

„Schlag' mich tot“, sagte sie demütig. Ihr Atem flog, mehr vor Erregung als von dem kurzen Laufen.

„Du bist es . . .?“ Er war verblüfft.

„Ja . . . ich bin's“, entgegnete Delila schüchtern.

Freude erwachte in Simson, kämpfte mit Mißtrauen, Strenge hielt seine Zärtlichkeit nieder, die ausbrechen wollte. „Was treibst du hier?“

„Nichts.“

„Lüg nicht!“ herrschte er sie an.

Das Mädchen zuckte bei diesem Wort, warf den Kopf auf und hob den reinen Blick zu Simsons Antlitz. „Ich lüge nicht!“

Simson war entzückt, er glaubte diesen unschuldigen Kinderaugen unbedingt, aber er zwang sich zu ungläubigem Verhör. Wie kam sie auch hieher, warum verbarg sie sich! „Du leistest Späherdienste?“

„Wem?“ fragte sie gradeaus.

„Den Deinigen!“

Delila lachte verächtlich: „Den Meinigen? Wer ist das? Wer sind die Meinen?“

„Du willst mit Ehi reden?“ fragte er.

Sie erwiderte sofort: „Was geht mich Ehi an?

So wenig wie die andern, die du die Meinigen nennst. Noch weniger."

„Was also suchst du hier?"

Sie senkte ein wenig das Haupt, drehte es zur Seite, zögerte, raffte sich zusammen und sprach leise: „Dich!"

Simson wurde verwirrt und schwieg.

Sie wartete, holte Atem, und sagte, ganz still: „Ich wollte in deiner Nähe sein."

Er streckte die Hand nach ihr aus, aber er tat das schüchtern, unentschlossen, sein Arm sank kraftlos wieder herunter.

Delila ging mit kleinen Schritten; er folgte ihr. Sie redete weiter, als spräche sie etwas Selbstverständliches aus: „Jeden Tag bin ich hier gewesen, nahe bei dir . . ."

Er sah nur ihren Rücken, ihren kleinen Kopf mit den flatternden Haaren, wie sie dicht vor ihm schritt; ihr Antlitz konnte er nicht sehen.

Plötzlich hielt sie inne, kehrte sich zu ihm und fragte lächelnd: „Erinnerst du dich . . .?"

Simson begriff nicht, schüttelte den Kopf. Sie wiederholte dringend: „Nun . . . der Platz da . . . weißt du noch . . .?"

Er blickte umher und wußte von nichts.

Sie lachte leise auf: „Hier war es doch, wo wir uns zum erstenmal gesehen haben . . ." Weil er ahnungslos blieb, erklärte sie: „Damals, an jenem Morgen . . . du hattest die Felder da verbrannt . . ."

„Ah", nur der kurze Seufzer entfuhr ihm. Das kleine

Mädchen, das ihm damals nachlief, das ihn zur Rede stellte ... ja ... wie fern war jener Morgen ... wie ein blasser Traum die Begegnung.

Aus Delilas Gesicht entschwand das Lächeln; ihre Züge, ihr feiner Mund, ihre dunkeln Augen, ihre schmale Stirn wurden von Traurigkeit verhängt. „Warum bist du jetzt nicht mehr gekommen? ... die ganzen letzten Tage her ...?"

Simson gab keine Antwort; aber er zog sie an sich, rasch und heftig. Sie knickte unter seinem Griff zusammen, wie ein Halm. Er spürte ihren schmalen feinen Körper, den er an sich preßte, gleich einem Feuerstreif seinen Leib entzünden. Tiefer und tiefer beugte er sich über die zu Boden Gleitende, die sich niedergleitend ihm entgegenwölbte. Mit erschrockenem und hastigem Sträuben wand sich das Mädchen in seiner Umarmung. „Ich bitte dich ... nicht hier ...," stammelte sie, „nicht unter freiem Himmel ... ich bitte dich ..." Doch nun löschte sein Mund die Worte auf ihren Lippen.

„Wartet meine Tochter ... und wen erwartet sie?" Atargatis flüsterte und fuhr dabei mit ihrer fetten kleinen Hand Delila durch das Haar.

Unwillig zuckte das Mädchen weg. „Was willst du hier auf dem Dach, Mutter?" stieß sie hervor. „Hier kannst du nicht bleiben ..."

„Also ... kommt jemand ..." Atargatis hörte nicht

auf, ihre Tochter zu streicheln.

Delila griff nach dieser fetten kleinen Hand, deren Berührung ihr zuwider geworden war, und hielt sie fest. „Du weißt genau, daß jemand kommt, du weißt genau, wer es ist . . . warum fragst du . . .?"

Atargatis lachte ein breites, fettes Lachen: „Nun, man redet . . ."

„Rede! Rede, soviel du willst," brauste Delila auf, „doch nicht mit mir! Geh hinunter, vors Haus, rede mit den Nachbarinnen . . . du hast das ja die ganzen Tage her getan, hast von mir getratscht und von ihm! Der Mund ist euch allen nur so gelaufen . . . und dir am meisten!"

Atargatis lachte wieder. Sie war ein Weib von unförmlicher Dicke. Alles an ihrer kleinen Gestalt hatte Übermaß angenommen, ihr Hals, ihre Brüste, ihr Leib, ihre Beine. Dabei behielt sie die Art eines heiteren, harmlosen Kindes, bewegte sich so flink wie eine Zehnjährige, und ihr Gesicht, mit der feinen, gebogenen Nase, den üppig wollüstigen Lippen, den großen, neugierigen Augen, bewahrte den törichten Ausdruck halbwüchsiger Unerfahrenheit. Aber sie war schlau und bissig wie eine Ratte. Ihre Zornanfälle hatten etwas tierisch Ungehemmtes.

Sie setzte sich. Wie immer gab sie sich den Anschein, als gleite alles, was gesagt wurde, ohne Eindruck von ihr ab; als verstehe sie nichts von dem, was sie sah oder hörte.

„Es ist angenehm, mit den Leuten zu reden", lächelte sie. „Ich bin so allein." Sie wurde plötzlich traurig, wie ein Kind, dem das Spielzeug zerbrochen ist.

„Allein?" Delila maß die Mutter mit geringschätzigen Blicken. Da Atargatis aber weder diese Blicke noch den beziehungsvollen Ton zu bemerken schien, fügte Delila hinzu: „Nie bist du allein gewesen ... seit der Vater tot ist."

„Wie soll ich wissen, wer kommt ...?" forschte Atargatis. „Wie soll ich das wissen?" Und redete weiter: „Er wird dir viel schenken müssen!"

„Wer?" rief Delila.

„Nun ... Simson", antwortete Atargatis mit Selbstverständlichkeit.

Delila preßte die Lippen zusammen und runzelte finster die Brauen.

Die Mutter sah harmlos zu ihr auf. „Nicht ich bin es, die das denkt. Kadita hat das gesagt. Kadita ist klug. Er muß dir viel schenken, sehr viel, denn du bist unberührt ..."

„Ich bin nicht unberührt," brach Delila los, „ich hab' mich ihm hingegeben ... freiwillig hingegeben ... oft ..."

Atargatis klatschte in die Hände. „Nicht möglich!" rief sie vergnügt.

„Draußen!" zischte ihr Delila leidenschaftlich zu: „In seinen Feldern ... abends ... morgens ... wann er mich gewollt hat ... und nichts nehme ich von ihm ... nichts ... merk' dir das!"

„Ah ... in den Feldern ..." Atargatis machte große, runde Augen. „... in den Feldern ... zwischen den Ähren ... wie die Wachteln oder die Hasen ..." Sie lachte.

„Sei still!“ herrschte Delila sie drohend an.

Simsons lockenumwalltes Haupt erschien in der Dachluke.

Kadita kam mit ihm heraufgeschlüpft, als wolle sie die Mutter holen.

Simson und Delila standen voneinander entfernt, regungslos, und warteten, bis die beiden verschwanden. Dann fielen sie sich gegenseitig um den Hals.

„War das deine Mutter?“ fragte Simson.

„Ja . . .,“ antwortete Delila flüsternd, „sie war einmal meine Mutter. Vor langer Zeit.“

„Und die Kleine . . . das Kind . . . ?“

„Ich glaube, Kadita ist kein Kind mehr!“ unterbrach ihn Delila.

„Kein Kind mehr?“ Simson liebkoste sie lächelnd. „Du selbst, Delila, du selbst bist ja noch ein halbes Kind.“

Sie hielten sich an den Händen, schauten über die Brüstung des Daches auf die Stadt, die sich vor ihnen türmend baute, ostwärts schwammen ihre Blicke ins wellig weite, besonnte Land.

Nach einer Weile sagte Delila: „Das alles hat dein Gott gemacht?“

Simson nickte stumm.

„Die ganze, große Welt?“

Simson nickte und schwieg.

„Er allein?“

Simson wiederholte fest: „Er . . . allein!“

Leise, furchtsam und zögernd sprach sie: „Dann . . .

dann wäre er ja nicht bloß euer Gott . . . sondern . . . dann wäre er auch der unsere . . ."

Sein Ton war ruhig und fest, als Simson entgegnete: „Es gibt nur einen einzigen Gott!"

„Und Dagon?" fragte sie ängstlich.

Lachend kam der Bescheid: „Ist nicht vorhanden . . . lebt nicht . . ."

Delila weinte still vor sich hin: „Ich hab' es geahnt . . . lange . . ."

Simson redete: „Ein steinerner Klotz ist Dagon . . . ein Kinderschreck . . . eine Lüge eurer Priester . . . und . . . ein Frevel!"

„Warum ist dein Gott unsichtbar?" fragte Delila heftig.

„Man muß an ihn glauben!"

Heftiger wiederholte sie: „Warum ist er unsichtbar?"

Simson hob den Arm: „Du siehst seine Werke, Mädchen . . ."

Sie unterbrach ihn: „Aber er . . . du sagst mir nicht, warum er unsichtbar ist . . ."

Er streichelte ihre Wangen: „Damit wir leben können!"

Sie klammerte sich an ihn und flüsterte bebend: „Ich glaube an deinen Gott . . ."

In dieser Nacht versammelte Zemeah alle Männer von Gasa. Er hatte einen neuen Plan. Das Stadttor ließ er versperren, ließ die Schlüssel wegnehmen und

barg sie in seinem Hause. Sie sollten siedendes Wasser und flüssig heißes Pech auf Simson schütten. Dann sollten sie den vom Schmerz seiner Brandwunden Betäubten und sinnlos Gewordenen mit Beilen töten. Nun saßen sie dichtgedrängt in den Festungsmauern, in den beiden Türmen, rechts und links vom Stadttor, flüsterten nur ganz leise miteinander und verhielten sich sonst still. Oben, auf dem breiten Gang über dem Tor, der die beiden Türme verband, loderte das Feuer, begann in den großen Kesseln Wasser zu kochen und Pech zu schmelzen. Dort oben stand Zemeah und Ganna war bei ihm. Sie blieb stumm, viele Stunden lang, doch ein Zittern lief immer öfter und immer stärker durch ihren schmalen Leib. Ihr Erwarten stieg bis zur fiebernden Atemlosigkeit.

Nach Mitternacht sprach Zemeah, der bisher noch keine Antwort erhalten hatte, sie wieder an: „Geh nach Hause, Ganna, ich geleite dich . . . komm mit mir . . ."

Sie schüttelte stumm ihr Haupt.

Zemeah flüsterte: „Du bist die einzige Frau hier unter uns Männern . . . das wird kein Anblick für dich . . ."

Ganna sah ihm beim Schein des Feuers zornig in die Augen und wandte sich ab.

Er ließ nicht nach, legte ihr die Hand auf die Schulter und sprach weiter, dringend, bittend: „Das wird kein Anblick für dich . . . Ganna . . . das Getümmel des Kampfes . . . vielleicht . . . man weiß nicht, was geschieht . . . es ziemt sich nicht . . ."

Sie zuckte die Schulter so heftig, daß seine Hand davon herabglitt. Er gab es auf, sie zu überreden.

Stunden rannen dahin.

Plötzlich betrat ein Mann den Wehrgang. Er kam von unten aus den Mauern der Festung, stand nun im lodernden Licht der Flammen und loderte selbst vor Erregung. „Wo ist Zemeah?" zischte er.

„Kommt er?" flüsterte Zemeah hastig.

„Nein!" erwiderte der Mann. „Aber sie sagen, Simson sei unverletzlich!"

Zemeah ergrimmte: „Wer? Wer wagt das?"

„Viele! Erst haben's nur wenige gesagt. Wer der erste war, der auf diesen Gedanken kam, weiß ich nicht. Niemand weiß das mehr. Aber jetzt glauben sie's fast alle."

Zemeah ergriff den Mann und schüttelte ihn wild: „Du auch?! Glaubst du's auch?!"

„N . . . nein!" stotterte der andere. Doch als er losgelassen wurde und wieder unerschüttert auf den Beinen stehen konnte, gab er, furchtsam geworden, Bescheid. „Sie haben mich heraufgesendet, zu dir . . . sie meinen, das siedende Wasser und das glühende Pech werde von Simson abgleiten wie von einem Felsen . . . sie meinen, Simson könnte nicht verbrüht noch verbrannt werden . . ."

Zemeah schwieg, verblüfft und nachdenklich.

Der Mann faßte sich ein Herz und vollendete seine Botschaft. „Sie haben mich zu dir geschickt . . . ich soll dich warnen . . . ein großes Unglück kann ge-

schehen . . ." Er wiederholte: „Ein großes Unglück!" Dann schwieg er.

Zemeah stand mit gerunzelten Brauen, den Kopf gesenkt. Nach einer Weile knurrte er grimmig: „Unsinn!", hob den Blick und grollte: „Feiglinge!" Damit ließ er den Mann allein.

Wieder verstrichen ein paar Stunden. Die früheste Dämmerung begann den Himmel blaugrau zu überziehen, der Glanz der Gestirne wurde matter und matter. Inzwischen hatte sich die Kunde, Simson sei unverletzbar, im ganzen Festungsbau verbreitet, alle wußten davon, alle sprachen leise darüber, alle glaubten daran. Die Knechte, die das Feuer unter den Kesseln schüren mußten, wurden lässiger. Zemeah ging umher, schalt, drohte und trieb sie an. Doch auch ihm fehlte jetzt der feste Mut.

Die tiefen schwarzen Mauerschatten der Nacht waren schon hingeschwunden, da kam es aus der Festung hervorgeschlichen, stadtwärts, Mann bei Mann, erst wenige nur, dann mehr und mehr. Sie schlüpften und huschten die Wände entlang, begannen in den engen Gassen zu laufen. Die Festung lag leer, wie ein Faß, dem der Wein ausgeronnen ist, entseelt, wie ein Leichnam, den Leben und Entschlußkraft verlassen haben.

Nur Zemeah und Ganna standen oben, bei den verlöschenden Feuern. Sie wagten nicht herunterzusteigen, aus Furcht, einen oder den andern der Flüchtlinge zu treffen, aus Scheu, Simson zu begegnen.

Jetzt fing Hanna zu reden an. „Was für ein mächtiger Gebieter bist du doch!“ höhnte sie. „Unvergleichlich, wie du Herr dieser Stadt bist!“

Zemeahs Antlitz erglühte gleich dem Himmel, der sich nun dunkelrot gefärbt hatte.

„Laß dir's noch einmal gesagt sein“, sprach sie weiter in mühsam gezügelter Wut: „Nicht Männerkraft wird diesen Jüngling besiegen . . .“

„Schweig!“ fauchte er und faßte sie am Arm. „Schweig jetzt . . . dort!“ Er streckte die Hand aus und wies hinab.

Durch die morgenöde Stadt kam Simson schlendernd, unbekümmert, heiter. Er blickte nicht auf, sah die beiden da oben nicht und nicht den Rauch, der von den langsam verkühlenden Kesseln in dünnen Wolken zum hellen Himmel stieg. Jetzt überquerte er gemächlich den Platz, zu dem die engen Gassen beim Stadttor sich weiteten, jetzt trat er in den tiefen Torbogen.

„Sperr' ihm doch auf,“ spottete Hanna, „du hast ja den Schlüssel, lauf nach Hause und hol' ihn . . .“ Sie flüsterte ganz leise.

„Pst!“ gebot Zemeah erregt. „Still! Ich bin neugierig . . .“

Da klang metallisch Knirschen zu ihnen herauf.

Unten stand Simson vor dem verschlossenen Tor. ‚Merkwürdig,‘ dachte er, ‚sonst ist's doch immer offen! Ist das Dummheit . . . Irrtum . . . oder ein Hinterhalt . . .?‘ Er sah um sich. ‚Na,‘ dachte er weiter,

‚sie sollen nur wissen, daß ich mir den Weg nicht verrammeln lasse!'

Mit wuchtigem Ruck hob er den einen Torflügel aus den Angeln. Das Sperrschloß löste seine Zungen, Licht brach herein, das offene Land lag im Glanz der aufgehenden Sonne vor ihm.

Simson trat ins Freie, aufatmend.

Der Torflügel schwankte, drohte gegen ihn zu fallen. Simson stützte ihn mit der Hand und lehnte ihn gegen die Mauer. „Halt!" lachte er. Dann besann er sich. „Haben sie mir Mühe gemacht, will ich auch ihnen Arbeit schaffen." Er lachte still vor sich hin und hob nun den zweiten Torflügel aus den Angeln.

„Die beiden nehm' ich eine Strecke weit mit", schmunzelte er vor sich hin, und schulterte die zwei wuchtigen, mit schweren Eisenbalken beschlagenen Tafeln.

Von oben schauten Sanna und Zemeah erwartungsvoll landwärts nieder. Sie ahnten noch nicht, was da unter ihnen geschah.

Jetzt wurde Simson sichtbar.

Beide Torflügel an die Schulter gelehnt, mit einer Hand gehalten, schritt er den Hügelweg hinunter; er tanzte im Strahl der Morgensonne wie ein junger Gott und begann fröhlich laut aus voller Kehle zu singen.

Sein hoher Wuchs leuchtete in Schönheit, die dichten, aufgebundenen Flechten seines Haares schimmerten kupferbraun; seine Stimme klang schön und unschuldig und in überwältigender Lebenslust.

Ganna lachte ein leeres, gurrendes Lachen, andauernd, krampfhaft. Man wußte nicht, ob es Hohn, Sehnsucht oder verhehltes Schluchzen oder alles zusammen war.

Rasend griff Zemeah nach dem Bogen, spannte ihn, legte einen Pfeil dran und wollte zielen.

Ganna fuhr leicht mit der Hand dazwischen: „Prahle nicht . . . du fehlst ihn ja doch."

Simson langte unten in der Ebene an, warf die beiden Torflügel ins Feld, daß sie gegeneinander donnerten. „Da!" lachte er. „Sollen sie nur kommen und ihre Türen holen."

Er schritt weiter und sein Gesang jubelte noch lauter. Hoch am Himmel sangen die Lerchen, in den Saaten schlugen die Wachteln, jauchzender Falkenruf zerschnitt die Luft. Simson war genau so sorglos, genau so freudig dem Dasein hingegeben, wie alle Geschöpfe hier auf den Fluren.

Tagelang wichen die Männer in Gasa einander aus; sie schämten sich wegen ihres Verhaltens während jener Nacht, vermieden es, einander in die Augen zu schauen, scheuten jedes Wort über den Vorfall. Ein eifriges Arbeiten durchfieberte die Stadt, pochte in den Werkstätten, schaffte in den Äckern und Weingärten. Ein schweigsames, mürrisches Fleißigsein, wie sich jeder an seine Verrichtungen klammerte, um den anderen zu entgehen.

Die Torflügel freilich, die unten am Hügelsaum in

den Saaten gelegen hatten, die mit vielen Gespannen von Ochsen heraufgezogen, ausgebessert und mit großer Mühe wieder in ihre Angeln gehoben werden mußten, diese gewaltigen Torflügel waren verräterisch. Sie steigerten die Beschämung der Männer. Aber man konnte das Gerücht verbreiten, das sei ein neuer Streich Simsons gewesen, und so war die gedrückte Stimmung der Männer beinahe hinlänglich erklärt. Doch ihr Fernsein von zu Hause in jener Nacht, ihr Aufenthalt in den Festungskammern, ihre schwere Bewaffnung ließ sich nicht verheimlichen. Der und jener hatte auch seiner Frau die Geschichte jener Nacht ganz leise, ganz in der Stille erzählt und ihr befohlen, nichts davon auszuplaudern. So liefen die Weiber denn zusammen, erst zwei, dann sechs, zehn, fünfzig, bald jedoch alle, flüsterten, tuschelten einander die Geschichte ins Ohr, dann aber wurde diese Geschichte über alle Dächer geschrien, als ein öffentliches Geheimnis. Die Phantasie der Frauen und Mädchen fügte Unerhörtes hinzu; sie berichteten einander Dinge, die sich nie zugetragen hatten; sie erzählten von der Flucht ihrer Männer, aber die Männer waren sehr klug, schon rechtzeitig heimzukehren. Denn als Zemeah die Kessel über Simson schütten ließ, sei das siedende Pech und das kochende Wasser vom Körper des Gefeiten abgeronnen wie von kaltem, glattem Gestein. Der Unbesiegbare habe darauf in seinem furchtbaren Zorn die Torflügel aus den Angeln gerissen, und Zemeah mit den Feuerknechten wäre nur durch ein Wunder schrecklichstem

Sterben entgangen. Das beständige, fieberhaft erhitzte Gerede öffnete den Mund der Männer. Sie mengten sich ins Plappern der Weiber, sie fingen daraus all die erfundenen Geschichten, die sie nun selber glaubten, die ihnen zur Entschuldigung dienten, sie begannen untereinander zu flüstern, rechtfertigten sich mit dem nie Geschehenen, dem sie Wahrheit gaben, das sie vorgeahnt haben wollten und das sie jetzt, nachher bestätigten, als seien sie mit dabeigewesen. Zuletzt sprachen sie alle, Weiber und Männer, ganz laut von dem niederschmetternden Ereignis und waren nicht mehr niedergeschmettert.

Simsons Ansehen in Gasa wuchs aus diesem Gewirre von Phantasie und Wirklichkeit nur immer höher und höher. Das Volk bewunderte ihn, verfolgte jeden seiner Schritte voll scheuer Andacht, empfand aber keine augenblickliche Furcht vor ihm. Man durfte ihn nicht anfallen, ihn nicht reizen, ihm keine Feindseligkeit zeigen, dann war er friedlich und tat keinem Menschen weh. Er kam alle Tage gegen Sonnenuntergang in das Haus der Atargatis, kam zu deren Tochter, wie er früher schon zu anderen Mädchen gekommen war, hielt sich dort ruhig, ohne Lärm, ohne Mutwillen, ohne Zecherei, wurde nie gewalttätig und ging beim ersten Morgendämmern still davon. Was wollte man von ihm? Freilich, er sprach mit keinem Menschen, er hatte sich als Feind erklärt, damals, da er die Felder verbrannte und der kurze Krieg anhob, in dem er Sieger blieb. Er hatte auch nicht Frieden geschlossen, nein . . . nur die Felder hatte er zurückgenommen. Das

war ein Verlust, allerdings. Aber waren diese Felder nicht Eigentum der Seinigen gewesen? Es stand bei ihm, noch mehr Boden zu nehmen, so viel Land, wie er wollte. In seiner Macht lag es, die von Gasa mit schwerem Tribut zu belasten, sie zu pressen, zu peinigen, zu drangsalieren, wie sie selbst, einst, nach ihren Siegen, Simsons Volk gedrückt und mißhandelt hatten. Nichts von all dem unternahm er. Noch nie hatte es einen Überwinder gegeben, so gewaltig wie Simson. Noch nie einen Feind, so mild wie er! Es geschah das Merkwürdige, daß diesem Mann, sooft er nach Gasa kam, nicht bloß scheue, furchtsame Blicke folgten, sondern anerkennende, freundliche, auch von Männern, Blicke der Bewunderung und einer unbewußt erwachenden Neigung. Von Tag zu Tag mehr und mehr.

Daß er ein Fremder blieb, sich Feind genannt hatte, daß er dennoch wie ein Gebieter hier ging und kam, ging schließlich nur Zemeah an. Sie kümmerten sich wenig um diesen Fürsten, der nicht stark genug war, sie zu schirmen. Von Tag zu Tag kümmerten sie sich weniger und weniger um ihn. Hatte Simson diesen Zemeah nicht aufgehoben und zu Boden geschleudert wie ein Hündchen? War Zemeah nicht davongerannt, ohne es trotz aller Versprechungen, die ihm das Leben sicherten, zu wagen, sich Simson zu stellen? Zemeah, hundertmal hätte Simson ihn töten können und schonte ihn. Sie fingen an, über Zemeah zu lachen.

Zum Dienst des Dagon versammelten sie sich, brachten

den Priestern Opfer, Geschenke, was sie verlangten. Für andere Dinge, für gute Ernte, für das Verschontbleiben von Krankheit, für die Erfüllung persönlicher Wünsche. Aber die aufreizenden Reden der Priester, ihre Flüche gegen den Bedrücker entfachten nicht mehr die Begeisterung noch den Zorn des Volkes. Dagon, hieß es, grolle den Leuten von Gasa und habe ihnen Simson als Strafe gesendet. Sie wollten Dagon gern versöhnen, gewiß, doch eine so gelinde Strafe wie diesen Simson ließen sie sich allmählich ganz zufrieden gefallen.

Diesen Wandel der Gesinnung erkannte Zemeah mit bitterem Ingrimm. Und schwieg.

In den allerersten Tagen, die jener Nacht gefolgt waren, hatte er gegen seine Knechte, gegen die Kriegsleute, gegen jeden Mann, der ihm vor die Augen kam, getobt, hatte alle schwer mißhandelt. Nach und nach aber drang ein Widerhall des Spottes, der über ihn umlief, bis zu ihm. Wesenlos, unangreifbar. Eigentlich mehr ein Widerschein als ein Hall, denn das Denken der Leute spiegelte sich in ihren Blicken, lag auf ihren Stirnen, zuckte in ihren Mienen und war doch an keinem einzigen zu fassen oder zu beweisen. Dann begann er den Widerstand zu spüren, mit dem die Schläge seiner Faust, die Hiebe seiner Peitsche, seine Fußtritte hingenommen wurden. Die Männer ertrugen wohl noch immer jede Mißhandlung, aber ohne Ergebenheit, ohne Ehrfurcht und keinem fiel es jemals ein, wie so oft in früherer Zeit, sein Verzeihen oder sein Erbarmen demütig anzuflehen.

Sie duldeten alles, aber sie schienen in ihrem dumpfen Groll an sich zu halten; sie gingen aus seinen Händen hervor, ohne, wie einst, Versöhnung zu hoffen, und sie selbst waren es, die jetzt unversöhnlich schienen. Zemeah fing an, sich zu zügeln. Er schluckte seinen Groll, damit der Groll der Männer in Gasa gegen ihn nicht höher steige und eines Tages ausbreche. Er hatte Angst vor einem Aufstand, er fürchtete in seinem Bett gemordet zu werden. Keiner seiner Wächter erschien ihm mehr zuverlässig oder vertrauenswürdig. Er begriff, daß die Lage der Dinge sich umgekehrt hatte. Simson war auf dem Wege, der Liebling, der Fürst in Gasa zu werden, und er selbst, Zemeah, der eingeborene Fürst und Führer, galt jetzt beinahe schon als der Feind.

Ganna schürte seinen Haß gegen Simson noch furchtbarer. Sie versagte sich ihm unter sichtbaren Zeichen des Ekels, so daß er bei niedrigen Kebsinnen Zuflucht nehmen mußte. Ganna zeigte ihm ganz offen ihre Verachtung, ja, sie beschimpfte ihn laut, oft sogar in Gegenwart des Gesindes. Zemeahs Wut über Simson war je heißer ins Kochen geraten, je mehr er sie mit Zurückhaltung bedecken und niederzwingen mußte.

„Holt mir Atargatis!“ befahl er an einem Morgen, als er den Spott Gannas nicht mehr aushalten konnte. Es war wie ein Tierschrei: „Holt mir Atargatis!“

Der Bote lief weg.

Er saß, in sich zusammengesunken, verwüstet von den Qualen, vom Trunk und von den Ausschweifungen, mit

denen er in der eben vergangenen Nacht die Qualen hatte betäuben wollen.

Ganna lag auf einem Ruhebett; sie war hereingekommen, den Gemahl wieder einmal zu peinigen und zu stacheln.

„Bin neugierig, was du ausgeheckt hast!“ lachte sie.

Zemeah schwieg. Er hatte längst aufgehört, ihr zu antworten.

„Du bist ja sicherlich ein ebenso großer Meister der List, wie du gewaltig bist an Tapferkeit!“ fuhr Ganna fort. Und da Zemeah immer noch schwieg, rief sie: „Oh, du mein Held!“ Nach einer Sekundenpause sagte sie leise und bösartig: „Du trauriger Held . . . du . . . du Bezwinger von Weiberröcken, du Vernichter von Weinschläuchen!“

Zemeah sprach kein Wort.

Ganna hatte sich aufgerichtet, holte aus zu neuen Beschimpfungen, da erschien Atargatis.

Hurtig schlüpfte ihre Fülle herein; neugierig und mit der unschuldigen Miene eines Kindes sah sie von Zemeah zu Ganna, von Ganna zu Zemeah.

„Wir wollen wissen,“ begann Zemeah, und seine Stimme war klanglos vor Heiserkeit, „wir wollen wissen, worin das Geheimnis seiner Kraft besteht . . .“ Er nannte Simsons Namen nicht.

„Haah!“ Ganna lachte laut und kurz auf.

Atargatis blinzelte rasch zu Ganna hinüber und ant-

wortete sanft wie ein Täubchen: „Ich kenne es nicht, sein Geheimnis!"

„Haa—aah!" Ganna lachte noch lauter.

Zemeah schien den Hohn in Atargatis' Antwort wie in Gannas Spottlachen zu überhören. „Sage deiner Tochter ... an dem Tag, an dem sie sein Geheimnis ..." er hielt inne und atmete schwer, „sein Geheimnis und ihn selbst an mich überliefert ...", er mußte wieder innehalten und Atem schöpfen.

Ganna lachte: „ ... und ihn selbst ... herrlich! Vorsichtig!" rief sie, während sie lustig in die Kissen schlug.

Über sie hinweg dröhnte nun Zemeah: „... an dem Tag gebe ich ihr zwei Scheffel voll Gold, gebe ihr so viel Ringe, als ihre Finger halten können, gebe ihr so viel Ketten aus Perlen und Edelsteinen, als auf ihrem Hals Platz haben. Sag ihr das! Bring ihr diese Kette als Anzahlung." Er warf Atargatis eine dicke Perlenschnur vor die Füße. „Und da ... nimm das für dich!" Ein paar Goldstücke rollten auf dem Boden.

Schneller als ein Mäuschen sammelte das fette kleine Weib die Münzen, wand die Kette um ihr Handgelenk und verschwand, ohne nach Ganna hinzusehen.

Zemeah stand auf und verließ das Gemach.

Atargatis lief heim. Es trieb und lockte sie, unterwegs das fürstliche Angebot zu erzählen. Aber sie hielt die Hand vor den Mund, als erleichtere sie damit ihr Schweigen. Und rannte. Schweigen muß ich, dachte

sie, halb gefoltert von dieser entsetzlichsten und fremdesten aller Pflichten, halb wieder angefeuert von ihrer entzündeten Habsucht. Schweigen muß ich, dachte sie, sonst wird die Geschichte ruchbar. Er erfährt davon und all der herrliche Reichtum ist verloren.

Sie raste in das Haus. Hier war die, zu der sie reden durfte, reden mußte! Mußte! Reden müssen... wie wunderbar! Daß sie bis hieher geschwiegen, daß sie eine Sache bei sich zu behalten hatte, ohne zu irgend einem Menschen auch nur zu mucksen, erfüllte sie mit Stolz. Sie blieb stehen, als sie im Haus war, sie atmete tief. Ganz ruhig wollte sie zu Delila sprechen. Mit der ganzen Würde einer Mutter und voll der Hoheit, die ihr der fürstliche Auftrag verlieh.

Sie trat in das Gemach, wo Delila und die jüngere Tochter weilten. Atargatis kam herein, langsam, feierlichen Schrittes, und es zeigte sich, daß zu dieser kleinen, fettrunden, ältlichen Frau eigentlich doch nur das kindhafte Tänzeln und Huschen paßte. Denn Delila fuhr sogleich auf und rief lachend: „Wie gehst du denn daher, Mutter?" Und Kadita schrie: „Mutter! Ist dir was geschehen?"

Atargatis verlor ein wenig ihre schöne Sicherheit, doch sie war zu sehr erpicht, das Schauspiel aufzuführen, das sie sich nun ausgedacht hatte. Sie wollte nicht davon lassen. Das Handgelenk vorgestreckt, darauf die große Perlenschnur schimmerte, begann sie: „Schau einmal... schau ... Delila!"

Delila antwortete bloß: „Wie redest du, Mutter ... wie fremd . . .?"

Aber Kadita stürzte sich auf die geschmückte Hand und jubelte: „Ach, was für wunderbare Perlen! Wie kostbar! Wie schön!"

„Diese Perlen," verkündete Atargatis, immer noch großartig, feierlich und rätselhaft: „diese Perlen gehören dir, Delila!"

Mißtrauisch fragte Delila: „Mir . . .?"

Die Mutter fiel ihr ins Wort: „Dir allein. Zemeah schickt sie dir . . . durch mich." Sie löste die Schnur und hielt sie Delila hin. „Zemeah schickt sie dir!" Sie wartete den gehofften Eindruck ab und schwieg. Aber auch Delila sprach kein Wort und griff nicht nach den Perlen. Atargatis fuhr fort: „Das ist nur ein Anfang . . . nur für den Augenblick . . ." Sie schwieg wieder. Indessen Kadita bei ihr stand, mit den Perlen spielte, sie in die hohle Hand fing und entzückte Seufzer ausstieß, erklärte die Mutter: „Wenn du von ihm . . . du weißt schon, wen ich meine . . . wenn du von ihm herausbringst, worin das Geheimnis seiner Kraft besteht . . ."

Delila hatte sich schnell erhoben. „Still!" gebot sie. „Kein Wort weiter!" Sie schlug nach den Perlen, verächtlich: „Trag das zurück!"

„Sei doch nicht dumm!" gurrte Atargatis.

„Nimm die Perlen," schmeichelte Kadita, „die wunderschönen Perlen . . . Das ist doch ein Geschenk . . ."

„Ich will keine Geschenke ... von niemandem!“ sagte Delila mit zitternder Ruhe.

„Diese Perlen allein machen dich reich ...“, drängte die Mutter, „... und sie sind nur ein Anfang ... zwei Scheffel Gold ... Ringe ...“

„Schweig!“ Delila zerschnitt ihr scharf die Rede.

Kadita trat zu ihr und fuhr ihr besänftigend über die Wangen. Ganz harmlos meinte sie: „Du hast gewiß recht ... natürlich hast du recht ...“ Zur Mutter gewendet, wurde ihr Vermittlerton ein wenig falsch: „Hör' doch auf, rede ihr nicht zu ... das Gold ... die Ringe ... und was weiß ich noch, das hat Zeit ... das kommt vielleicht später ...“

„Nie!“ rief Delila.

Erbötig stimmte ihr das junge Mädchen zu. „Nie! Also gut, nie! Aber ich verstehe dich nicht ... diese Perlen kannst du doch nehmen.“

Delilas Augen wanderten von der Schwester zur Mutter, von der Mutter zur Schwester: „Diese Perlen ...?“ sagte sie, und Erbitterung, noch gezügelt, durchbebte ihre Stimme: „Ich würde beide damit betrügen ... ihn ... und Zemeah!“

„Aber er schenkt dir doch nichts!“ Das kam wie der gellende Schrei eines Raubvogels aus Atargatis' Kindermund.

Delila lächelte: „Ich lasse mir von ihm nichts schenken!“

Kadita wollte sprechen, doch Atargatis brach tobend los: „Du Niederträchtige!“ heulte sie und wollte sich

auf Delila stürzen. In ihrer hocherhobenen Hand glänzte silbern die Perlenschnur. Kadita sprang hinter die Mutter, ergriff sie an den Armen und riß sie zurück. Atargatis heulte, mit tierisch veränderter Stimme: „Ich erwürge sie, diese Bestie! Die Augen steche ich ihr aus ... die Augäpfel zerquetsche ich dir ... du Schakal ... du Kind einer Katze ... du Auswurf ... du ...“ Sie röchelte, schnappte, warf sich zu Boden, raufte die Haare, zerfetzte ihre Kleider, biß in die Matten und Balken, schien völlig von Sinnen.

Die beiden Mädchen kannten die Mutter in solchem Zustand. Delila blieb gelassen an die Wand gelehnt, nur Abscheu zeigte sich zuweilen, für Sekunden, in ihren Zügen. Kadita stellte sich an, als sei sie von tiefstem Mitleid und heftigstem Schreck erschüttert, sie umtanzte die Rasende geschäftig, streichelte sie mit vorsichtigen Fingerspitzen, streute zwischen Kosenamen und zärtliche Reden winzige, scheinbar entsetzte, liebevolle Ausrufe in das Wüten und Kreischen der Mutter.

Plötzlich war Atargatis still. Sie wurde mit einemmal wieder vernünftig, erhob sich, brachte ihre Kleider in Ordnung, ordnete ihr Haar und begann zu lächeln, wie ein kleines Kind, das eben noch zornig weinend gebrüllt hat, ohne jeden Übergang wieder sanft werden und lächeln kann.

Jetzt wich ihr Kadita aus.

Atargatis sah Delila an mit einer unwissenden, harmlosen Miene, als wolle sie fragen, wovon haben wir

doch eben geredet. Dann warf sie ihr die Perlen vor die Füße und sagte heiter: „Da ... das ist deine Sache."

Rasch hob Delila die Perlenschnur auf und huschte hinaus.

Nach einer Weile drehte sich Atargatis zu Kadita: „Jetzt hat sie's doch genommen."

Kadita nickte.

„Sie wird alles tun," erklärte die Mutter wichtig, „man muß sie nur zwingen."

Kadita lachte laut: „Gar nichts wird sie tun!"

Delila verließ das Haus und lief stadtaufwärts zum Palast. Keiner der Wächter weigerte ihr den Eintritt. Denn als Simsons Erwählte war ihr Ansehen in Gasa groß. Sie wußte freilich nichts davon; sie lebte jetzt in dieser Stadt einsam, fremd geworden, wie verzaubert. Die Menschen ringsumher nahm sie gar nicht wahr. Der Lärm der Straße, das Gewirr der Stimmen, das Streiten, Lachen, Klimpern, Singen drang nicht zu ihrem inneren Hören, so wenig, als die Gestalten ihr inneres Sehen erreichten.

Als sie eintrat, waren Zemeah und Ganna bei der Mahlzeit zusammen. Sklaven und Sklavinnen erfüllten das Gemach. Spielleute standen und musizierten. Eine Gasse öffnete sich vor Delila. Zemeah erblickte sie und stand auf. Ganna flüsterte rasch: „Schicke die Leute fort."

„Alle hinaus!" gebot Zemeah.

Im Nu war das Gemach leer.

„Hier sind deine Perlen", sagte Delila und legte das Geschmeide auf den Tisch.

‚Warum . . .?' wollte er fragen.

Doch Delila sprach weiter: „Schicke mir niemals wieder solches Zeug . . . ich will es nicht."

Auch Ganna hatte sich erhoben, stand nun da, den staunenden Blick auf das Mädchen geheftet, und rief laut, mit gebietender Stimme: „Warum?"

Delila achtete nicht darauf: „Verabrede dich nicht mehr mit meiner Mutter . . . es hilft zu nichts und kann nur dir, hörst du?, nur dir zum Schaden werden."

Zemeah verharrte ohne Regung. Doch Ganna trat einen Schritt vor und fragte hochmütig: „Drohst du uns?"

Delila antwortete dem Zemeah, als sei er es gewesen, der eben gesprochen hatte: „Gewiß! Ich drohe! Für diesmal werde ich ihm nichts erzählen . . . du verstehst mich, nicht wahr? Also zwinge mich nicht, daß ich vor dir . . . und der Mutter . . . Schutz suche . . . bei ihm!"

„Aber Delila," begann nun Ganna fast schmeichelnd, „aber Delila . . . warum so fremd? Behalte die Perlen . . . trage sie . . . als ein Geschenk von mir . . ."

Delila schien sie jetzt erst zu bemerken: „Von dir? Du bist nicht meine Schwester . . . du bist nicht meine Freundin und ich mag deine Freundin nicht sein."

Ganna errötete, aber ihr Antlitz zeigte ein mildes Lächeln. Sie wollte antworten.

Doch Zemeah sprach, stockend, aufgeregt, unbeholfen: „Das Geschenk ist von mir . . . und . . ."

„. . . und es ist eine Anzahlung", fiel ihm Delila ins Wort: „Wenn ich es annehmen wollte, wärst du mein Gläubiger und ich wär' dir sein Leben schuldig! Du könntest mich drum mahnen . . . du könntest ungeduldig werden." Sie sprach ganz ruhig.

„Wir warten, so lang du willst . . .", stieß Zemeah hervor.

„Aber ich lasse mich auf solchen Handel nicht ein." Sie lachte kurz auf.

Zemeah, mit vorgeducktem Kopf, brach aus: „Ich bin dein Herr! Vergißt du das? Ich bin dein Fürst . . ."

Delila rief mit aufwallender Heftigkeit: „Du bist nicht mein Fürst!" Stiller, mehr für sich selbst, setzte sie hinzu: „Ich gehöre nur einem einzigen . . . er allein ist mein Herr."

Die Fäuste geballt an seiner Brust, knurrte Zemeah: „Ich kann dich töten lassen, auf der Stelle . . . wenn ich will."

„Oh . . . gewiß willst du," Delila sah ihm ins Auge, „aber du wirst mich nicht anrühren . . . kein Haar wirst du mir krümmen . . . du würdest dich selbst vernichten. Genug!" schloß sie. „Merk' dir's, Zemeah . . . ich verrate ihn nicht . . . nie werde ich ihn verraten . . . nicht für alle Schätze der Erde!"

Sie wandte sich und schritt hinaus.

„Delila!"

Ganna hatte gerufen, war ihr nachgeeilt und stand nun dicht vor ihr. Hastig umschlang sie das Mädchen, legte

ihre Wange an Delilas Wange und flüsterte hastig: „Du Glückliche!"

Dann stieß sie die Zögernde von sich und sagte leise: „Nun . . . geh."

„Es wird geschehen . . .," sagte Delila halblaut in singendem Ton, wie man zu Kindern spricht, „es wird geschehen, daß du nicht mehr zu mir kommst . . ."

„Nie wird das geschehen", entgegnete Simson sehr leise, doch entschieden. „Nie!"

Er lag auf dem Rücken, dehnte seine Glieder und lächelte ernst, fast traurig.

Delila saß bei ihm, neigte sich über sein Antlitz, küßte seine Lippen, sah ihm dicht in die Augen und sprach weiter: „Doch, es wird geschehen. Ich will nicht, daß du immer hieherkommst . . . ich will nicht, daß wir zwei hier beisammenbleiben, hier, in dieser Stadt, unter Menschen, die dich hassen . . . unter Menschen, die mir fremd sind . . ."

Er versuchte sie anzublicken, aber er konnte sie kaum sehen, ihre Züge waren ihm so nahe, daß ihm schien, sie sei völlig in ihn versunken. Er fragte: „Was . . . aber . . ?"

Sie antwortete denn auch, ehe er noch seine Frage ausgesprochen hatte: „Ich werde weggehen aus Gasa . . . zu dir werde ich gehen . . ."

„Zu mir?" Er unterbrach sie. „Unmöglich!"

„Alles ist möglich!" klang ihre sanfte Stimme. „Alles! Nur daß wir beide hier bleiben, das ist un-

möglich!" Sie legte ihren Kopf auf seine Schulter. „Kann ich nicht in deinem Hause wohnen, dann schlafe ich im Stall. Darf ich im Stall nicht sein, dann wohl in einer Scheune ... werde ich nicht in der Scheune geduldet, dann zimmerst du mir eine Hütte, eine ganz kleine Hütte, weit draußen in den Feldern, in deinen Feldern, auf deinem Grund ... das wird mir Ruhe geben ..."

„Ruhe ...?"

„Ja ... Ruhe der Seele ... ich weiß jetzt, daß ich eine Seele habe ... durch dich weiß ich das ... durch dich kenne ich das Geheimnis, das mich vernichtet und erhebt, das unbegreifliche Geheimnis der Seele ... aber meine Seele findet keine Ruhe, solange wir dahier sind, in Gasa ... mitten unter Fremden ... ich kann dich nicht schützen ..."

„Oh! Ich schütze mich schon selbst", lachte Simson.

„Vielleicht ...," gab sie zurück, „mag sein ... aber wir gehören nicht mehr hieher, wir beide ..."

Simson seufzte: „Auch dort ... auch bei den Meinigen wirst du eine Fremde sein ..."

Ihre Hand strich zart über seine Wange, berührte seine Stirne und tauchte in den seidenen Wald seiner Haare: „Ich will ja nur zu dir ... du kannst mich schützen ... besser als ich dich ... laß mich zu dir ... ich bete zu dir ... ich bete zu deinem Gott ... ich werde auch zu deinem Vater beten und zu deiner Mutter ... ich bin dein Eigentum ... und du bist mein Gebieter ...

ich bin deine Magd ... die niedrigste Magd in deinem Gesinde ... und du bist mein Herr ... nie wieder werde ich es wagen, etwas von dir zu verlangen ... aber diese eine Bitte erfülle mir, diese erste und letzte Bitte ... antworte nicht ... sprich jetzt kein Wort ... denk' darüber nach ... nicht um meinetwillen bitte ich ... sondern aus meiner Bangigkeit um dich ... doch mir zuliebe wirst du nicht nein sagen ..."

Sie redete noch eine Weile. Mit einem Male glaubte sie seine gleichmäßigen, tiefen Atemzüge zu hören. Sie blieb regungslos liegen, das Haupt auf seiner Schulter, die Hand in sein Haar gewühlt, und horchte. Sein Atem strömte in langen, pausenlosen Zügen durch seine Brust. Behutsam richtete Delila sich auf und schaute, die Arme stützend, zu ihm nieder. Er schläft? dachte sie mit großem Staunen. Zum erstenmal schläft er hier, in Gasa!

Sie blieb an seiner Seite sitzen, lauschte in die Stille des Hauses, in das Schweigen der Nacht. Jedes leise Geräusch ließ sie höher aufmerken, jeder Schritt in der Ferne weckte ihren Verdacht. Wenn ein Hund bellte, erschrak sie furchtbar. Sie wagte nicht, sich zu regen oder von seinem Lager zu entfernen.

‚Er hat Vertrauen', dachte sie und lächelte dem Schlafenden zu. Sie dachte: ‚Wir dürfen nicht mehr in Gasa bleiben ... jetzt nicht mehr ... weil er Vertrauen hat.'

Wieder einmal stieß Ganna den Zemeah zurück. Sie war nackt auf ihrem Bette gelegen, er hatte sich hereingeschlichen und fiel stöhnend über sie her. Sie entwand sich schnell seinen Händen, sprang auf und schlug ein großes Tuch um ihren Leib.

Zemeah saß in sich verkrochen, stierte sie an und sein Keuchen drang durch die Stille.

„Was soll der Unsinn?" Ganna stand, die schwere Seide unter die Achselhöhlen gezogen und dicht an ihren schmalen Leib gepreßt. „Geh zu deinen Weibern ... tobe dich aus bei ihnen ... mich laß in Ruhe ..."

„Dich will ich", ächzte Zemeah. „Keine ist wie du ... keine."

„Das weiß ich!" lachte Ganna. „Darum muß auch der, der mich haben darf, wie kein anderer sein!"

„Wer ist wie ich ...?" Zemeah hob trotzig das Haupt.

„Du ...? Armseliger!" Ganna rief es ihm ohne Erbarmen in die Augen. „Soll ich dir sagen, wer über dir ist? Soll ich? Weißt du's nicht? Vergißt du, daß er dich zu Boden geworfen hat? Vergißt du, daß du vor ihm davongelaufen bist wie ein Feldhase? Vergißt du, daß er jetzt hier ist, hier in deiner Stadt ...? Jetzt ... und jede Nacht ...?"

Zemeah schwieg.

„Sauf deinen Wein ... umarme deine Weiber ... genieße dein Leben — solang dir noch Frist bleibt",

fuhr sie fort und schritt dabei auf und nieder. Ihre langen Beine hoben sich wie im Tanz, ihre Schenkel leuchteten aus den schweren Falten des Tuches, das sie nicht ganz verhüllte. Ganna bebte vor Erbitterung. „Wie lange wird's dauern," redete sie weiter, „wie lange, und die letzte deiner Kebsinnen weigert sich dir, wie ich mich dir verweigere ... wie lange wird's dauern, und deine Knechte lachen dir ganz offen ins Gesicht ... heimlich spotten sie längst schon über dich!"

„Hast du nicht gesagt," knurrte Zemeah, „er wird durch Weiberlist fallen? Hast du das nicht gesagt?" Er lachte zornig. „Prahlerei war das! Leere Prahlerei! Haha! Man hat ja gesehen, wie es mit dieser Weiberlist beschaffen ist. Zu nichts taugt sie, zu weniger als nichts."

Ganna fuhr herum. Sie zischte: „Warum bist du mit deinen plumpen Männerhänden dreingetappt? Warum? Feig bist du gewesen, verlogen und dumm!"

„Feig ...", stammelte er.

Ganna hatte ihre Gelassenheit wieder. Verächtlich sagte sie: „Du hast die alte Vettel holen lassen, diese Gans, dieses fette, buhlerische Tier ... du hast ihr geradewegs deinen tölpelhaften Antrag gestellt ... hast geglaubt, du könntest einen glatten Handel schließen, könntest ihn kaufen ... ihn ... wie du einen Stier kaufst oder einen Hengst ... ihn ... von der alten Vettel, die bei ihren Töchtern nicht soviel gilt!" Sie schnippte mit den Fingern, daß es schnalzte. „Merkst du, wie dumm du warst?"

Er hob hilflos den Blick zu Ganna. Sie ließ ihr Tuch zur Erde gleiten, stand wieder in leuchtender Nacktheit vor ihm, schien jetzt seiner nicht mehr zu achten, raffte einen purpurnen Mantel auf, schlüpfte hinein und zog ihn fröstelnd ganz fest um ihre Schultern. Indessen redete sie ohne Unterbrechung: „Du hast dich gescheut, die Kleine rufen zu lassen, die Halbreife, Lüsterne, nach der du so sehr lüstern bist ... ja doch ... du begehrst sie, diese niedliche Bestie ... das weiß ich ... und um meinetwillen hast du dich gescheut, sie zu rufen ..."

Er senkte die Augen.

„Aber sie kommt!" vollendete Ganna. „Ich habe nach ihr geschickt. Du wirst dabei sein, hörst du? Dabei mußt du sein. Doch laß dir nicht einfallen, zu reden. Du verdirbst nur alles, wenn du wieder dazwischenfährst. Und jetzt geh!"

Zemeah erhob sich zögernd, trat schwerfällig heran und flehte: „Ganna . . ."

„Geh!" wiederholte sie ungeduldig. Sie klatschte in in die Hände. Sklavinnen huschten herein.

Zemeah verschwand.

Ein paar Stunden später, am hellen, sonnenheißen Tag, saßen sie wieder beisammen, Ganna und Zemeah, im schattig kühlen Gemach. Kadita war bei ihnen.

„Du hast gehört, was deiner Schwester versprochen wurde?" fragte Ganna.

Kadita verbeugte sich mit übertriebener Demut.

„Nun . . .?" fragte Ganna.

„Sie wird nichts nehmen und sie wird ihn nie verraten . . .", lispelte Kadita.

„Weiter . . .", befahl Ganna.

Ehrfürchtig kam die Antwort: „Nichts . . . weiter."

„Stell dich nicht so harmlos, kleine Natter!" Ganna sagte das ermunternd.

Kadita lächelte ihr zu. Sie schien Zemeah gar nicht zu sehen. „Meine Schwester ist töricht," fing sie an, „ich glaube, alle Verliebten sind töricht . . ."

„Da kannst du recht haben", warf Ganna dazwischen.

Mutiger fuhr Kadita fort: „. . . und die Mutter . . . nun, die Mutter . . . ist verbuhlt und dazu noch alt." Sie gurrte ein Lachen. „Verbuhlte Frauen können schon ihre Besinnung beisammen halten . . . aber die Mutter kann das nicht . . ."

„Warum?"

„Sie ist alt . . . und sie ist habgierig . . ."

„Sei nicht gar so klug," rief Ganna, „und laß auch die Ziererei!"

Kadita kreuzte die Arme über der Brust: „Was gebietet die Fürstin . . .?"

„Ich will wissen, was du denkst . . ."

Kadita zögerte, dann schlug sie zurück: „Wenn es mir erlaubt wäre, klug zu sein . . ."

„Schwätz' nicht!" drohte Ganna.

„Was versprochen wurde . . . ich meine das Gold . . . die Ringe . . ."

„Nun?"

Kadita vollendete: „. . . und die Ketten," sie hielt eine Sekunde inne, dann schloß sie: „das will ich mir leicht verdienen!"

„Du sollst alles haben", bekräftigte Ganna.

Die Kleine erkundigte sich frech: „Auch die Perlen . . . jetzt?"

„Nein!" Das Wort schlug klappend nieder.

Ein Schweigen entstand.

Zemeah fragte plötzlich, ungeduldig: „Warum nicht?"

Ganna warf ihm einen raschen Blick zu. Sie schien verwundert, aber sie gab keine Antwort.

Nach einer Weile ließ sich Kadita wieder vernehmen: „Die Perlen . . . Delila hat sie gleich haben dürfen . . . ich will sie auch gleich jetzt . . . ich werde krank vor Sehnsucht, wenn ich sie nicht bekomme . . ."

Ganna lachte leise: „Werde krank . . . sehne dich . . . das ist gut!"

„Das ist nicht gut!" Kadita schüttelte den Kopf; sie wurde mutig. „Ich werde immer nur an die Perlen denken müssen und nichts ausrichten . . ."

„Was du nicht sagst", lachte Ganna. Sie wurde rasch ernst: „Mit den Perlen wirst du kein Glück haben! Deine Mutter könnte sie sehen, Delila könnte sie bemerken. Dann mißtraut sie dir und alles ist verdorben."

Kadita senkte den Kopf zur Brust und sprach nicht mehr.

„Sei nicht traurig, Kleine," tröstete Ganna, „du hast ja noch Zeit . . . du fängst doch erst an. Ich erlaube dir herzukommen . . . des Nachts . . . hie und da

einmal ... aber", sie hob drohend den Finger, „ganz heimlich, verstehst du? Ganz heimlich! Niemand darf etwas davon erfahren ... Hier darfst du dich schmücken ... nicht bloß mit der armseligen Schnur ... alle die Ringe, Armbänder und Ketten, die dein sein werden, darfst du anlegen."

Kadita klatschte in die Hände wie ein Kind, das sich auf Spielzeug freut.

Ganna musterte die schmale, biegsame Gestalt, die da in grobe Stoffe nur halb verhüllt vor ihr stand, den jungen Busen in seinem aufblühenden Drang, das hübsche Gesicht, darin sich Ahnung und Wissen reizvoll mengten. Sie sagte mit einem Unterton von Schärfe: „Zemeah wird dich schmücken ... Ja doch!" bekräftigte sie als Antwort auf Kaditas verwunderten, schuldbewußten Blick. „Ja ... ich erlaub' es euch beiden. Ich gönne es dir ... und ihm ..." Sie erhob sich. „Geh jetzt," schloß sie, „einen Monat oder zwei gebe ich dir Frist, nicht länger."

Kadita hatte gespannt zugehört. „Und dann ...?" fragte sie. Ganna erwiderte einfach: „Dann laß' ich dich töten."

Ein paar Wochen verstrichen.

Kadita ward im Palast nicht gesehen. Sie hielt sich fern.

Zemeah verging vor dumpfem Erwarten, raste über die zunehmende Unbotmäßigkeit ringsumher; verbrachte

viele Stunden im Dagontempel bei den Priestern, brachte Opfer um Opfer, lag des Nachts allein und horchte atemlos auf jeden Schritt, auf jedes Geräusch, das sich regte, oder schwelgte mit seinen Sklavinnen bei Wein und Saitenspiel. Seine Begierde nach dem Mädchen stieg von Nacht zu Nacht. Zugleich wuchs in ihm die Ungeduld, Simson in seine Gewalt zu bringen, bis zur würgenden Qual.

Einmal sandte er, kurz nach Sonnenuntergang, einen heimlichen Boten zu Kadita, um sie zu holen. Aber der kam unverrichteter Dinge zurück. Man hatte ihn davongejagt.

„Wer?"

„Kadita!"

„Sie selbst?"

„Sie selbst! Und sie hat befohlen . . ."

Zemeah lachte: „Befohlen?"

„Es klang wie Befehl! Ich soll nicht wieder wagen hinzukommen."

Zemeah geriet mehr und mehr außer sich.

Ganna jedoch blieb ruhig.

Indessen hatte sich Kadita ihrer Schwester genähert. Mit Zärtlichkeit, mit unterwürfiger Bewunderung.

Von der Mutter wurden die beiden nicht gestört, denn Kadita hatte der Mutter zugeredet. „Alles wird sein, wie du es wünschst," sprach sie unter vier Augen zu Atargatis, „alles wird geschehen, wie wir zwei es uns wünschen, wie der Fürst es haben will, wie ganz

Gasa es ersehnt. Nur du mußt an dich halten. Verstehst du?"

Atargatis hörte die Tochter an, machte ihr harmloses Puppengesicht, runde Augen, und leckte die Lippen mit der rasch beweglichen Zungenspitze.

„Du darfst von nichts wissen," fuhr Kadita fort, „und du weißt ja auch nichts. Du mußt schweigen wie bisher . . . du darfst dich nicht einmengen . . . merk' dir das genau. Mit keinem Wort darfst du dich einmengen. Dann werden wir reich sein . . . Delila . . . ich . . . und du . . . sehr, sehr reich!"

Atargatis brach in helles Gelächter aus, klatschte in die Hände und tanzte, daß ihre Fettmassen zitterten, dabei jubelte sie mit Zwitscherschreien: „Reich! Reich!"

Kadita preßte ihr den Mund zu, hielt sie am Hals fest und fauchte zornig: „Still! Wirst du still sein! Bist du verrückt? Freilich, du bist verrückt, aber so ganz närrisch bist du doch nicht, daß du dich und uns alle ins Verderben bringst. Also . . . keinen Laut mehr!"

Atargatis erstarrte zum Klotz.

„Vergiß nicht," drang Kadita heftig in die Mutter, „du mußt schlecht gelaunt sein oder gleichgültig, genau wie immer!"

Atargatis staunte die Tochter an, Kadita war erwachsen, war klüger als viele reife, alte Frauen. Sie duckte sich, froh, in der kleinen Tochter eine Herrin zu haben.

Täglich schärfte ihr Kadita aufs neue ein: „Halte dich

abseits, Mutter! Mische dich in nichts! Lache nicht. Verbirg deine gute Laune! Sei verdrossen oder gleichgültig!"

Wollte Atargatis sprechen, wurde sie von der Tochter abgefertigt: „Nicht fragen!"

So schwieg sie, gehorchte, hatte Angst vor Kadita und befand sich dabei wohl.

In Delilas Gegenwart kümmerte sich Kadita nie um die Mutter.

Nur die Schwester schien für die Kleine vorhanden. Sie schmiegte sich in Delilas Nähe, sie erriet ihre Wünsche, sie diente ihr, sie stellte sich, als dürste sie danach, von Delila das Rätsel der Liebe, den Sinn des Daseins zu erfahren, als sei Delilas Hingabe der höchsten Bewunderung würdig.

Anfangs stieß Delila die Schwester zurück, wandte sich weg von ihr, nahm ihre Erbötigkeit, ihre zärtlichen Bemühungen nur widerstrebend an. Nach und nach gewöhnte sie sich jedoch, Kadita um sich zu dulden, die kleine, kindische Kadita, die so anmutig und behend war wie eine Eidechse, so schmeichlerisch wie ein Kätzchen, so eifrig wie eine Sklavin. Dieses unschuldige Mädchen, das die eigene Schönheit zu vergessen schien und das so reizend, so harmlos neugierig war.

Ohne Simson schlichen die Stunden für Delila schleppend langsam dahin. Sie wartete vom Morgen, da Simson sie verließ, bis zum Abend, da er wiederkam, ein unaufhörliches Erwarten litt sie. Das begann schon, wenn er den Platz hinunter zum Stadttor schritt, das

dauerte, peinigend, den ganzen Tag, und solch ein Tag nahm kein Ende. Einsamkeit zermürbte sie, und dieses furchtbare Alleinsein, das sie so viele Zeit ertragen hatte, wurde ihr unerträglich, seit Kadita sie umschwirrte, umkoste und umwarb.

Sie öffnete ihren Mund, damit erschloß sich ihr Herz. Sie zögerte noch, sie war zurückhaltend, doch es überwältigte sie, daß sie sprechen konnte.

„Ach . . . du weißt ja nicht . . .", seufzte sie eines Tages, als Kadita schwatzend, fragend, absichtlich ungeschickt in Vermutungen wühlend, bei ihr saß.

Kadita horchte auf. Es war das erste Wort, das sie von der Schwester hörte.

Sie schwieg, sie schien nachdenklich zu werden, dann seufzte auch sie: „Nein . . . ich weiß nichts . . . gar nichts weiß ich . . .", sie seufzte wieder, noch tiefer als zuvor: „Ach . . . ich bin dumm!"

„Es ist so anders, als du denkst," flüsterte Delila, „so ganz anders . . ."

„Mißhandelt er dich . . .?" Kadita beugte sich mitleidig zur Schwester.

„Kind . . .", lächelte Delila.

Die Kleine drängte: „Schlägt er dich? Tut er dir weh?"

Delila lächelte erheitert: „Was für Träume hast du?" Sie wurde ernster: „Du glaubst, weil der Bogenschütze Kilbeneth manchmal die Mutter . . .? Nein, nein! Er schlägt keine Frau! Er nicht!"

„Niemals?" stürmte Kadita.

„Niemals", bekräftigte Delila. „Nie würde Simson eine Frau so erniedrigen . . . und sich!"

Kadita jubelte: „Herrlich!"

„Die einzige Mißhandlung", fuhr Delila fort, „ist sein Fernsein." Sie sprach traurig: „Nur wenn er nicht bei mir ist, tut er mir weh."

„Du möchtest immer bei ihm sein? Wirklich immer? Immer?"

Delila breitete die Arme aus: „Immer! Ich lebe erst, seit er zu mir kommt. Ich habe nicht gelebt, ehe ich ihn kannte, und ich lebe nicht, wenn er fortgeht, wenn ich allein bin."

„Wie schön", hauchte Kadita.

„Er ist so sanft wie das Lüftchen, das an heißen Tagen uns anweht und uns die Wange küßt. Er ist so heiter wie ein gesundes kleines Kind, das aus dem Schlaf erwacht. Er ist so weise wie kein Mann in Gasa, wie keiner auf der ganzen Erde. Er . . . er . . . nur . . . er."

„Er muß wunderbar sein." Kadita schien in Nachdenken versunken.

Delila erzählte. Sie war glücklich, daß sie erzählen konnte. Die Zeit verging dabei und ihr war, als sei sie bei ihm. Alle die erlebten Stunden wurden ihr köstlicher, nun sie jede einzelne aus ihrer Erinnerung hervorholen durfte: „Er trägt mich auf seinen Armen, weißt du . . . er hebt mich auf, ich liege an seiner Brust, er hält mich und geht hier auf dem Dach mit mir umher. Wie eine Mutter, die ihr Kleines einschläfert!"

„Und schläfst du?"

„Keine Sekunde. Wie könnte ich schlafen? Ich liege still, fühle seine warme Brust, trinke seinen Atem, den Geruch seines Bartes . . . diesen Bart, der manchmal mein Gesicht streift . . . ich blicke zum Himmel hinauf, wo die Sterne sind . . . ich lausche seinem leisen Gesang . . ."

„Er singt?"

„Hast du ihn noch nie singen gehört, Kadita? Draußen in den Feldern singt er oft . . . draußen aber singt er laut, mit voller Stimme. Doch es ist gleich, ob er mit voller Stimme singt oder leise . . . sein Gesang ist ein Zauber . . . und wenn er mich in seinen Armen trägt, wenn er leise singt, ganz leise, für mich allein . . . dann bin ich glücklich . . . dann bin ich voll Erwarten . . . dann weiß ich . . . etwas kommt, das herrlicher ist als alles!"

„Was kommt?"

Delila fuhr der Schwester freundlich durch das Haar. „Was kommt, weiß ich nicht! Ich weiß nur, etwas Herrliches . . ." Sie schloß die Augen.

„Und . . .", nah an ihre Wange geschmiegt, fragte Kadita, „und . . . wenn er dich . . . küßt . . ."

„Laß!" Delila blieb mit geschlossenen Augen liegen. „Laß, Kleine, du weißt noch nicht, was das ist . . . küssen . . ."

„Sag' mir's," bettelte Kadita, „sag' mir's doch!"

„Ich kann's nicht sagen", Delila atmete schwer.

„Ein Wort nur . . !"

„Ein Wort wäre zuviel ... tausend wären zu wenig ..."
Delila schwieg.

Von jetzt an waren die Schwestern fast immer beisammen, sie scherzten, plauderten, oder hielten sich wortlos an den Händen. Sie spielten wie einst als Kinder miteinander. Nur den Klatsch von Gasa, den Kadita bringen wollte, lehnte Delila ab.

„Verschone mich damit," sagte sie schroff, „davon mag ich nichts wissen. Ich gehöre nicht hieher."

„Wo gehörst du hin?"

„Diese Leute sind mir fremd geworden, wie ich ihnen."

„Wo gehörst du hin? Du bist doch hier zu Hause ... du hast die Mutter hier ..."

Delilas Lippen zuckten: „Die Mutter .. !"

„Und mich ..."

„Ja ... dich ... du bist die einzige noch ... wirklich die einzige, an die ich denken werde ..."

„Was meinst du? Denken? An mich? Wann?" Kadita war neugierig geworden.

„Wenn ich ganz bei ihm bin ..."

„Du willst fort ... ?" Erregt sprang Kadita auf.

Delila erschrak. „Nein ..," stammelte sie verwirrt, „ich rede nur so ..."

Kadita schwieg eine Weile. Ihr Verdacht war geweckt. Deshalb sprach sie nicht weiter, schwieg eine Weile und begann dann von etwas anderem. „Wirklich ... die Mutter," sagte sie vor sich hin, „sie hat eine Dummheit begangen ... eine arge Dummheit." Und als Delila sie

fragend anblickte, sprach sie weiter: „Nun ... damals ... mit den Perlen ... und dem Unsinn von Zemeah ..."

Delila winkte nur mit der Hand: „Wahrhaftig ... Unsinn ..."

„Das kann die Mutter nicht verstehen ... so eine Liebe ... und Treue," Kadita lachte, „ich glaube, sie hat nie gewußt, was Treue ist."

Delila schwieg.

„Die Mutter ..," plapperte Kadita, „die hat nur eine einzige Sehnsucht ... Reichtum."

„Laß die Mutter in Ruh'!" befahl Delila streng.

Seit diesem Gespräch wurde Kadita unruhig. Ich habe nur noch wenig Zeit, dachte sie, Delila will fort. Sie überlegte. Wahrscheinlich nimmt er sie zu sich! Dann wären wir von ihm befreit. Aber dann sind alle die Edelsteine und Perlen für mich verloren. Sie dachte und dachte. Wer weiß, ob wir dann von ihm befreit sind. Wer weiß! Vielleicht kommt er dann und erschlägt uns alle. Mir könnte es ja gleich sein, ob er es ist, der mich umbringt, oder Ganna. Ich habe nur noch wenig Zeit.

Sie wich tagelang nicht von Delilas Seite. Wenn Simson kam, verschwand sie. Er sah sie kaum. Dann schlüpfte Kadita zur Mutter und prägte alle ihre Vorschriften immer wieder in Atargatis' Hirn. Blieb sie zufällig ein oder zwei Stunden am Tage fern, rief Delila nach ihr. Sie war des Alleinseins nicht mehr gewöhnt.

„Bleibe bei mir, Kadita", bat sie. „Lauf nicht umher. Ohne dich bin ich ganz einsam ..."

Die Kleine glitt zu Boden und saß mit unterschlagenen Beinen. „Da bin ich!“ sagte sie heiter.

„Du bist gut,“ lächelte ihr Delila zu, „ich habe niemanden als ihn . . . und dich.“ Ihre Mienen wurden ernst, ihre Augen ruhten nachdenklich auf der Schwester. „Auch du sollst wissen, daß es nur einen einzigen Gott gibt . . .“

„Dagon?“

„Nicht Dagon! Das ist kein Gott . . . das ist ein Stück Stein . . . leblos . . . eine Lüge . . .“

Kadita schrie auf, streckte abwehrend, entsetzt die Hände aus.

„Hör' doch,“ sprach Delila sanft, „nur einen einzigen unsichtbaren allmächtigen Gott gibt es! Nur Simson und die Seinigen kennen ihn . . . deshalb wird Simson mit seinem Volk alle anderen Völker besiegen. Ihnen wird die ganze Welt gehören, denn sie gehören ihrem Gott, ihm allein . . .“

Kadita lauschte gespannt, verwirrt.

„Die Leute hier in Gasa wissen nichts davon.“ Delilas Antlitz bekam einen Ausdruck hingerissener Begeisterung. „Die Leute dahier verstehen nichts davon . . . deshalb sind sie mir fremd geworden . . . du sollst mich verstehen . . . sollst an den großen, einzigen Gott glauben lernen . . .“

Aber Kadita verstand nicht und glaubte kein Wort. Heftiges Erschrecken stak ihr in der Kehle, sonst hätte sie gelacht. Sie begriff nur eines, daß sich die Schwester

ohne Rückhalt aufschloß. Sie senkte den Kopf und murmelte: „Ich will es versuchen."

Später, als sie allein war, lächelte sie vor sich hin: „Ein unsichtbarer Gott . . . hat man je so was gehört? Sie ist toll geworden, die gute Delila." Tagelang ging das in ihrem Kopf herum. Sie schüttelte sich vor Heiterkeit, so oft es ihr einfiel: „Ein unsichtbarer Gott . . . ein Gott, den man nicht sehen und der nicht sprechen kann . . . wie dumm! Wie lächerlich dumm!"

Sie hinderte Delila, weiter von dieser Dummheit zu erzählen. Das war langweilig und zwecklos. Es galt ihr nur mit anderem als ein Zeichen dafür, daß sie jetzt sprechen durfte.

„Du liebst ihn so sehr," begann sie, „bist du sicher, daß er dich ebenso liebt . . ?"

Delila schloß die Augen und atmete tief.

„Ganz sicher bist du?" Kadita schien besorgt.

„Ich fühle es doch," flüsterte Delila, „jeden Abend fühle ich, wie er seine Sehnsucht zu mir herträgt . . . fühle in seiner Umarmung Zärtlichkeit . . ."

„Er ist Abend für Abend auch zu Belscheba gekommen," warf Kadita ein, „und zu . . ."

Delila fuhr auf: „Was willst du von mir . . . von ihm?"

Kadita stürzte ihr an die Brust: „Ich habe Angst," stammelte sie, „verzeih . . . ich schweige . . . aber ich habe Angst . . ." Sie weinte, denn sie hatte wirklich Angst, sie fürchtete die Entscheidung zu verfehlen.

„Mein Kleines . . .," Delila streichelte sie, „meine gute

kleine Schwester . . . sei ohne Sorgen . . . du kennst ihn nicht . . .“

„Nein,“ schluchzte Kadita, „ich kenne ihn nicht . . . ihn . . . und die anderen Männer nicht . . .“

Delila hielt sie an sich gedrückt: „Er ist anders als alle . . .“, mahnte sie.

„Du sagst es,“ gab Kadita eifrig zurück, „du sagst es und ich muß dir glauben . . . nur . . .“ Sie stockte.

„Nur . . . ?“

„Er ist von einer zur anderen gegangen“, sie flüsterte, das Gesicht an Delilas Schulter versteckt, als schäme sie sich. „Von heute auf morgen hat er sich von der einen weggekehrt und ist zur nächsten. In der Stadt sagen die Leute: Wetterwendisch wie Simson!“

Delila lächelte: „Bei mir bleibt er . . . die anderen, das war Zeitvertreib . . . mich . . .“ Sie schwieg.

Tiefer in Delila gewühlt, redete Kadita weiter. Es schien, als könne sie ihre Besorgnis nicht zurückhalten. „Du bist schöner als die andern . . . du bist unberührt gewesen . . . bei dir bleibt er länger . . . vielleicht lange . . . aber immer . . . und wenn er doch deiner satt wird . . . später . . . ?“

„Nie!“ Delila stieß einen Schrei aus. Nun war sie plötzlich von nie gekannter Unruhe ergriffen.

Kadita hob den Kopf und sah tränenüberströmt die Schwester an: „Vertraut er dir?“

Delila nickte.

„Alles vertraut er dir an?“ drang Kadita in sie. „Alles?“

„Er hat mir," Delila leuchtete auf, „er hat mir seinen Gott gegeben . . ."

Kadita setzte sich aufrecht hin. „Ach, dieser Gott," meinte sie geringschätzig, während sie sich das Gesicht vom Weinen trocknete, „dieser Gott . . . das ist gar nichts!"

„Kadita!" Das klang streng, fast zornig.

Aber Kadita ließ sich nicht mehr beirren: „Das ist kein Beweis!"

„Er gibt keinen Beweis", seufzte Delila zwischen Unsicherheit und Zuversicht. „Liebe hat keinen andern Beweis als Liebe."

„Das glaub' ich nicht," widersprach Kadita, mit allen Zeichen der Bestürzung, „das kann ich nicht glauben."

„Wie willst du erfahren, ob einer dich wirklich liebt?" grübelte Delila.

In Kaditas Augen blitzte ein Funke; sie senkte die Lider: „Wenn er mir das tiefste Geheimnis seines Lebens anvertraut", sagte sie wie im Traum.

„Und was wäre Simsons tiefstes Geheimnis?" forschte Delila.

Kadita schien nachzudenken. Es dauerte eine Weile. Dann, wie unter einem plötzlichen Einfall: „Seine Kraft!"

„Ich habe ihn nie danach gefragt . . ." Delila flüsterte vor sich hin.

„Frage ihn auch nie", entgegnete Kadita rasch.

„Warum nicht?" Gereizt fuhr dieses Wort heraus.

„Frage nicht," bettelte Kadita, „alles, nur das nicht!"

„Er wird es mir sagen!" Delila trotzte.

Kadita liebkoste sie stürmisch. „Er wird es dir nicht sagen." Sie hielt die Schwester, die sich bäumen wollte. „Vielleicht ... vielleicht ... daß er dir's sagt ... aber hör' auf mich ... frage nicht ... nur Zank wird es geben ... vergiß, was ich gesagt habe ... oh, warum habe ich gesprochen? ... Ich Schwätzerin ... ich dumme ... ich weiß ja nichts ... ich bin nur vorlaut ... vergiß daran ... Delila ... ich hab' es bloß aus Angst für dich getan!" Sie schlug sich dabei mit flachen Händen auf den Mund, die Stirn, die Wangen und rannte weg.

Draußen tanzte sie vor Freude.

Als der Tag dahinfiel, kam Simson. Er brachte einen Korb und stellte ihn herausfordernd nieder.

„Wir wollen essen!" lachte er.

„Hast du noch nicht gegessen?" fragte Delila verwundert.

Er lachte wieder, er war so vom Herzen fröhlich wie noch nie. „Mit dir zusammen will ich essen. Es soll uns schmecken. Sieh doch nur was!"

Aber als Delila sich anschickte, den Korb zu öffnen, machte er sich selber darüber her, ungeduldig wie ein kleiner Junge, eifrig wie ein spielendes Kind. Er kramte Früchte

hervor, Kuchen, zuletzt Wein und die Lenden eines frisch geschlachteten Lammes.

„Kadita soll das braten", lächelte Simson und hielt die roten Fleischstücke hoch.

Delila griff danach: „Ich werde selbst ..."

Er zog die Hand weg, hielt sie höher: „Warum denn du ...?"

Sie sahen einander in die Augen.

„Nein," sagte Simson, „nicht du ... wir brauchen das Lamm nicht, wir haben auch so genug."

Er schleuderte das Fleisch übers Dach auf die Straße. Klatschend fielen die zwei Klumpen zur Erde. Bald scholl zorniges Knurren herauf, Jappen und Bellen.

Simson beugte sich über die Brüstung: „Wie sie sich balgen, wie sie raufen um den Bissen." Er schaute zu den Hunden hinunter. Eine ganze Schar war im Nu herbeigelaufen. Nun bissen und drängten und bedrohten sie einander, Kinder standen dabei und johlten, Männer und Frauen lachten schreiend, deuteten herauf und winkten.

Delila stand ernst. „Du traust auch mir nicht ..."

Ihm gab es einen Ruck. „Was für ein Gedanke?" rief er fassungslos.

Delila blieb traurig. „Die Leute in Gasa werden das sagen ..."

„Laß sie doch reden, was sie wollen ...," beruhigte er, „sind sie denn besser als Hunde ...?"

Delila fuhr unbeirrt fort: „Sie werden sagen, du

hast das Fleisch auf die Straße geworfen, weil du glaubst, daß ich dich vergiften wollte ..."

Simson legte die Hände auf ihre Schultern: „Ist es dir nicht gleich, was die dort unten schwatzen ...? Du weißt doch ..."

„Gar nichts weiß ich," unterbrach ihn Delila, „gar nichts ..."

Er faßte ihr Kinn, hob ihr Gesicht empor, daß sie ihn anschauen mußte: „Bin ich dir so rätselhaft ...?"

Sie hielt seinen Blick aus und antwortete: „Ja!"

Doch als er fragte: „Seit wann?" und dringender wiederholte: „Jetzt? Plötzlich? Heute?", drehte sie sich mit Ungestüm von ihm weg. Er fing sie am Saum ihres Gewandes, hielt sie zurück, suchte ihr Gesicht, das sie ihm zu verbergen strebte. Schon begann Enttäuschung seine Fröhlichkeit zu durchbittern, etwas wie Groll regte sich in seiner Brust, da merkte er, daß sie weinte. „Was ist mit dir?" rief er und erschrak.

Delila schüttelte stumm den Kopf und wischte sich die Augen.

„Was hab' ich dir getan?" bat er.

Sie schaute an ihm vorbei, ins Leere, mit tränenverschleierten Augen. „Nichts", flüsterte sie.

Ratlos saß er da, rieb seine Hände an die Schenkel, strich sich über Stirne und Haare und stöhnte vor Ungeduld.

„Wahrscheinlich", fing sie zu sprechen an, stockend, leise, vor sich hin: „Gewiß ... bin ich das nicht wert ... verdiene es gar nicht ..."

„Was verdienst du nicht?“ fiel er ihr hastig ins Wort.

„Dein Vertrauen . . .“ Nun hatte sie's wieder gesagt.

„Immer noch das Stückchen Fleisch?“ Er lachte verlegen und unfroh. „Kennst du mich so wenig? Ich bin vorschnell gewesen, das bin ich oft . . . ich hab' mir nichts gedacht dabei . . . wirklich nichts.“

„O nein,“ sie konnte nun reden, „es war nicht das Fleisch . . . es war . . . schon lange quält es mich . . .“

„Was quält dich?“ Er hatte sie an sich gezogen.

Sie schlang die Arme um seinen Nacken und schmiegte sich an ihn. „Dein Geheimnis . . . Du vertraust es mir nicht . . .“

„Was für ein Geheimnis?“ Er war erstaunt.

Sie flüsterte ihm ins Ohr: „Deine Riesenkraft . . . sie ist doch ein Wunder . . . und ein Geheimnis . . .“

Er lachte lautlos, daß seine Brust schütterte.

Delila ließ ab von ihm. Wartete.

„Deshalb,“ lachte er, „deshalb denkst du, ich mißtraue dir?“ Er fühlte sich befreit. „Ich habe dir meinen Gott anvertraut“, sagte er und wurde ganz ernst.

„Oh,“ rief sie erregt, „von eurem Gott sprecht ihr alle . . . du hast auch zu Zemeah von deinem Gott gesprochen. Das war kein Vertrauen.“ Es kam wie eine fertig vorbereitete Antwort.

„Aber . . . aber,“ beschwichtigte er, „da war doch ein Unterschied . . .“

„Ja . . . ich glaube an deinen Gott . . . das war der Unterschied!“ Es klang wieder wie fertig und vorbereitet.

Simson dachte eine Sekunde nach: „Ich vertraue dir meinen Schlaf," hielt er ihr vor, „du bist die einzige, der ich meinen Schlaf . . ."

Sie unterbrach ihn: „Du sagst es mir nicht?"

Er lächelte wieder: „Was denn?"

Sie sah ihm in die Augen: „Dein Geheimnis!"

Er lächelte weiter: „Du hast mich noch nie danach gefragt!"

Sie antwortete voll Gespanntheit: „Bis jetzt . . . aber heute . . ."

„Warum heute?" lachte er. „Warum willst du es wissen?"

Sie trat ganz nah zu ihm heran, zog sein Haupt zu sich nieder und sprach dicht vor seinem Mund: „Weil ich wissen will, ob ich ganz zu dir gehöre . . . ob du ganz . . . wirklich ganz mir gehörst . . ."

Er umarmte sie, bestürmte ihr Antlitz, ihren Hals und ihre Schultern mit Küssen: „Weißt du das noch immer nicht," flüsterte er dabei, „hast du das immer noch nicht gefühlt . . ." Er merkte, daß ein Sträuben ihren Leib straffte. „Wozu das Geheimnis?" drang er in sie. „Laß mir mein Geheimnis . . . man soll nicht davon reden." Seine Stimme wurde leiser und glühender. „Kannst du nicht auch so wissen, daß ich dir gehöre?"

In seiner Verschlingung, ihm und ihrer eigenen Zärtlichkeit widerstrebend, stieß sie hervor: „Du hast andere ebenso geküßt wie mich . . ."

„Nein!" widersprach er leidenschaftlich. „Nein . . .

nein . . . wie dich keine!" Doch da sie sich heftiger sträubte, gab er sie frei und rief: „Aber . . . gewiß . . . sag' ich es dir! Gewiß! Warum soll ich es dir nicht anvertrauen . . .? Glaubst du wirklich . . . daß ich dir mißtraue . . . dir?"

Sie küßte seinen Mund, sie führte seine Hand an ihre Lippen, sie wurde heiter und zärtlich.

Simson war übermütig in seiner Fröhlichkeit; sie saßen zusammen, sie tranken den starken, goldigdunkeln Wein; saßen eng beieinander und er sang laut mit voller Stimme.

Rings auf den Dächern kamen Leute zum Vorschein, die horchten, unten in den engen Gassen sammelten sich Menschen an, Männer, Weiber, Kinder, und lauschten gebannt dem freudigen Männergesang, der wie ein klingender, freudiger Segen die Luft dieser Stadt durchschwebte.

Auf der Treppe, die zum Dache aufstieg, kauerte Kadita und winkte der Mutter, die unten stand, lachend zu: „Bald! Bald!"

Delila lag, auf ihren Ellbogen gestützt, und verfolgte Simson mit zärtlichen Blicken, wie er singend auf und nieder schritt.

Jetzt kam er zu ihr, jetzt senkte er seine Stimme, daß sie leise wurde wie ein Hauch, und er sang zu ihr: „Kein Mensch soll es hören . . . du allein . . . du, meine Einzige, in deine Hände lege ich meine Kraft . . . deiner Seele vertraue ich mein Geheimnis . . . ein Seil . . . geflochten aus frischem Bast . . . so frisch

und unberührt wie du . . . und sei es auch nur ein ganz dünnes Seil, ein schwaches Band . . . meine Hände . . . wenn sie damit gefesselt würden . . . meine Hände könnten es nicht mehr zerreißen . . . denn alle Kraft meines Leibes strömte in dieses Geflecht aus frischem Bast . . . wie meine ganze Seele in die Schönheit deines Herzens sich ergossen hat."

Er schwieg und lag an ihrem Busen.

Die Nacht brach tiefer herein, alle Sterne strahlten vom schwarzen Himmel auf Gasa und das weite, wellige Land, das dunkel und lebendig atmend sich dehnte. Simson ergab sich dem Schlaf, der ihn so tief umfing, wie die Erde von der Nacht umfangen wurde. Er ruhte aus vom Wein, vom Licht und der Freude des Tages, vom Sturm der Liebe, der durch seine Brust gebraust war.

Delila schlich zur steilen Treppe, um hinunterzusteigen und die Schwester zu rufen. Es fiel ihr gar nicht auf, daß Kadita ganz nahe auf einer der obersten Stufen saß.

„Verschaffe mir einen Strick . . . geflochten aus frischem Bast . . . aber noch nie gebraucht . . . frag' nicht . . . ich sag' dir nichts . . . hol' mir das Seil . . . oder die Schnur . . . nur aus frischem Bast . . . und noch nie gebraucht . . ."

„Wie soll ich . . .?"

„Sprich kein Wort!" gebot Delila, „ich muß es haben . . ." Kadita entschwand huschend.

Eine Stunde verrann, eine zweite. Delila saß mit

jagenden Pulsen, gläubig, ungläubig, hoffnungsvoll, verbittert. Sie hörte die ruhigen Atemzüge des Schlafenden und sie schienen ihr bald unschuldig, bald wieder Boten geheimer Beschlüsse, die sich nimmer enträtseln noch erforschen ließen. Der gewaltige Mann, der da in sich selbst verriegelt ruhte, war ihr einmal wie ein hilfloses Kind, rückhaltlos und liebend, vertrauensselig und zärtlich in ihre Hand gegeben, dann wieder war er ihr fremd, als hätte sie ihn nie gesehen, als sei er hier eingebrochen und habe nur ein tückisches Spiel mit ihr getrieben.

Von einem leisen, hell klingenden Geräusch erschreckt, fuhr sie auf.

Das war dort gewesen, an der Luke, wo die Treppe zum Dach führt.

Delila schlich behutsam hin.

Wie eine weiße Schlange, geringelt, im Doppelkreis, das Ende ausgestreckt, gleich Kopf und Hals, lag etwas auf dem Boden, das früher noch nicht vorhanden war, und schien in seiner stummen Sprache zu sagen: da bin ich!

Delila starrte darauf nieder, zögerte, bückte sich endlich und hielt ein neues Seil in Händen. Ein Seil, aus Bast geflochten.

Kadita hatte es heraufgeschleudert.

Als sie es zwischen die Finger gleiten ließ, von vielen heftigen Empfindungen bedrängt, dachte sie einmal noch: Gute Schwester! Dann ging sie zu dem Lager des Schlafenden, saß bei ihm, hielt das Seil in ihrem Schoß und überlegte, ob sie die Probe wagen solle oder nicht.

Sie kämpfte lange. Mit sich, mit ihrem Glauben an den Mann, der da lag und schlief. Mit ihren Zweifeln an seiner wahren, seiner wirklichen Zuneigung.

Jetzt hatte sie alles, was sie begehrte, alles ... alles.

Er lag da und schlief, voll Vertrauen in die Geliebte. Er hatte ihr sein Geheimnis ausgeliefert und da war nun, in ihrem Schoß, das Mittel, um dies Geheimnis zu erproben. Da war das Seil, zusammengeringelt und gefährlich, gleich einer Schlange, wie es ihr dort geschienen hatte, als sie es auf dem Boden fand.

Sie griff danach und ließ es wieder fallen.

Das kam von da unten, war heraufgeworfen worden aus der Nacht dieser fremden, dieser feindlichen Stadt. Freilich, von Kadita, von der guten, bereitwilligen Kadita, die war keine Fremde und kein Feind. Aber sie hatte vielleicht Helfer, hatte geplaudert ... Nein! Kadita verrät ihre Schwester nicht ...

Delilas Denken schwamm im Uferlosen.

Wenn es wahr ist, daß er an dieses weiße Stückchen Seil seine Riesenkraft verliert ... und es muß wahr sein! ... verliert er sie für immer? Oder hat er sie wieder, wenn man die Fessel von seinen Gelenken löst? Ach, warum fiel ihr das erst jetzt ein? Warum hat sie ihn danach nicht gefragt?

Kann sie es auf sich nehmen, daß er schwach wird für immer? Durch sie! Durch seine Liebe zu ihr? Er, der jetzt so stark ist, so unverletzlich, so unbesiegbar wie Gott selbst? Soll dieser Einzige, dieser Herrliche werden

wie alle, wie die Gewöhnlichen, wie die Niedrigen?

Seiner großen Liebe ist sie große Liebe schuldig. Das weiß sie. Ihre Liebe ist groß, ist keineswegs in der Schuld der seinigen. Aber sein grenzenloses Vertrauen muß sie mit grenzenlosem Vertrauen erwidern!

Sie rafft die Schnur, schwingt den Arm und will sie weit übers Dach in die schwarze Tiefe schleudern.

Aber sie hält inne.

Nein, das nicht! Nicht wegwerfen das einzige, womit sie seine Wahrhaftigkeit erproben kann. Später einmal . . . vielleicht später.

Doch während die Finsternis langsam schwindet, die Sterne blasser schimmern und der Himmel grau wird, sucht Delila die Hände Simsons zueinander zu bringen. Er wird schwach sein und hilflos, wenn dieser Strick seine Hände umschnürt. Aber dann ist sie da, sie, Delila, und löst ihm die Bande. Dann kehrt ihm die Kraft wieder, dann ist es Delila, von der er seine Gottesstärke wieder empfängt! Mit eigensinniger Bemühung ringt sie, die eine Faust, die der Schlafende im Nacken hält, hervorzuziehen, die Beuge des Ellbogens zu strecken. Endlich hat sie beide Hände vereinigt, schlingt das Seil um das Gelenk und schnürt den Knoten.

Dann steht sie abseits, an die Brüstung des Daches gestützt, und wartet.

Mit Widerwillen und Grauen fühlt sie plötzlich, wie sie jetzt wieder denen da unten gehört, diesem elenden Volk, das sie verachtet, fühlt sich geschieden und

fern von Simson, den sie anbetet und preisgibt zugleich. Immer will sie hin und dem Schlafenden die Fessel abnehmen, die seine Kraft stiehlt. Aber sie ist gelähmt. Sie empfindet einen unablässigen sausenden Sturz in die Tiefe eines unendlichen Abgrunds, sie wird zerrissen von der Qual fieberhaften Erwartens. Und sie rührt sich nicht.

„Eh—ha—aah!"

Ein Laut stöhnender Gesundheit, der zum Jauchzen werden will und nur vorher abbricht.

Simson ist erwacht.

In atemloser Spannung steht Delila. Jetzt wird er hilflos sein wie ein Kind, jetzt wird sie an sein Lager treten und ihm all seine Stärke wieder schenken mit all ihrer Liebe.

Er streckt sich wohlig und breitet die Arme.

Die Schnur fällt ihm von den Gelenken, in Stücken, gleich Spinnwebfäden.

Er hat es gar nicht bemerkt.

„Nun?" sagt er und geht zu Delila. Zärtlichkeit überglänzt sein Antlitz. „Du hast nicht geschlafen?"

Sie liegt an seiner Brust. Von seinen Armen umfangen, von seinen Küssen, die in ihrem Haar und an ihren Schultern wühlen, durchzuckt, hält sie ihr Schluchzen zurück.

Es ist geschehen; ihr Traum ist zerstoben, ihr ruhiges Glück vernichtet.

„Leb' wohl," sagt er leise, „bis zum Abend, leb'

wohl!" Und löst sich von ihr, leise, langsam, als sei's ihm ein Schmerz, nur schwer zu dulden.

Sie zeigt ihm die weiße Schnur, die zerstückt, verstreut am Boden liegt.

„Was ist das?" Er weiß von nichts mehr, hat jenes Gespräch vergessen, den Zweifel, die bange Unsicherheit, mit der Delila ihn bedrängt, die Antwort, die er ihr gegeben hat, alles vergessen.

Jetzt, da sie ihn erinnern muß, lacht er ganz offen und herzlich. In seinem Lachen ist Wahrheit. Und seine reinen, fröhlichen Augen, seine Züge, die ihr entgegenlächeln, sind trotz dem großen, dichten Männerbart die Augen wie das Antlitz eines fröhlichen, harmlosen Knaben.

„Das von gestern war Spaß!" Er will nichts weiter hören. „Unsinn!" sagt er, schnippt mit den Fingern einer Hand. Und geht.

Kadita sammelte die Stückchen der zerrissenen Schnur vom Boden auf.

„Wozu hast du das gebraucht?" will sie wissen.

Delila sagte nach einer Weile erst: „Es war ein Spaß . . ."

„Während er schlief?"

Delila wiederholte sein letztes Wort: „Unsinn!" Dabei schnippte sie mit den Fingern einer Hand, genau wie Simson.

Kadita schwieg und belauerte die Schwester. So ernst, so traurig, so kleinmütig und so schweigsam hatte sie Delila nie gefunden.

Sie schmeichelte sich an Delila heran: „Ihr habt euch gezankt . . .?"

Delila schüttelte stumm, verneinend den Kopf.

Die Kleine beharrte: „Doch! Es war Unfrieden zwischen euch . . .?"

Von neuem heftiger noch das Kopfschütteln, aber es war leicht zu merken, wie nah an ausbrechenden Tränen Delila würgte.

Kadita tat erschrocken: „Du hast ihn doch nicht gefragt . . .? Nein? Du weißt schon, was ich meine . . . Das hast du ihn gefragt? Wahrhaftig . . .? Du warst so toll, du warst so übermütig, so sicher warst du, ihn das zu fragen?"

Delila wand sich in Beschämung. „Laß mich!" schrie sie, „laß mich!" Sie rang mit dem Schluchzen, das sie zu ersticken drohte. Sie gab nach, warf sich hin, verbarg ihr Gesicht und schluchzte leidenschaftlich.

„Arme . . .," tröstete Kadita, „arme . . . betrogene Schwester . . ."

Delila stieß nach ihr. „Allein sein! Ich will allein sein!"

Kadita schlich davon. Aber sie beschloß, von nun an, noch schärfer zu horchen, wenn Simson im Hause war.

Als er des Abends wieder erschien, fand er Delila zerstört vom Weinen, niedergebrochen vom Kummer dieses

Tages. Er wurde traurig bei ihrem Anblick und er fühlte Schuldbewußtsein.

Er begann sogleich selbst davon zu sprechen: „Glaube mir, daß ich dir ganz gehöre. Glaube mir. Ganz und immer", sagte er ernster als je zuvor. „Ich schwöre es dir bei Gott und bei dem Leben meiner Mutter . . ."

Delila schnippte mit den Fingern: „Ein Spaß . . ."

Simson blieb geduldig: „Ich spaße nicht mit meinen Eiden, und nicht mit meinem Gefühl." Es klang einfach und wahr.

Aber Delila antwortete dennoch: „Mit deinen Gefühlen gewiß nicht, nur mit meinen Gefühlen treibst du Spaß! Was bin ich denn auch? Ein Spielzeug deiner Laune. Eine Fremde! Ein Nichts!"

„Geliebte!"

„Ja, heute," sie redete sich tiefer in ihre schmerzhafte Erbitterung, „heute . . . aber morgen schon ein kleines Abenteuer von gestern . . . übermorgen vergessen!"

„Du weißt, wieviel du mir bist", klang seine Stimme, tief, begütigend und ein wenig zitternd. „Alles bist du mir! Alles!"

„Alles?" mit schluchzendem Lachen: „Unsinn! Das war dein Wort heute früh! Unsinn bin ich dir!"

„Das hab' ich gesagt," widersprach er, „nicht deinetwegen . . . nur . . . an dich, Delila, bindet mich . . ."

Sie fiel ihm in die Rede: „Ach, diese Schnur, diese Schnur, diese zerrissene . . . du hast es gar nicht bemerkt, wie du sie zersprengtest, wie sie in Stücken zu Boden

gefallen ist . . . genau so . . . genau so wirst du eines Tages die Bande zerreißen, die dich an mich fesseln . . . fesseln? Gott . . . was fesselt dich denn . . .? Nicht einmal, daß ich Gott sage, daß ich deinen Gott anrufe, fesselt dich!"

„Höre, Kind," fing er an, „die Sache, nach der du mich gestern gefragt hast, ist eine heilige Sache . . . nur meine Eltern wissen darum und ich, sonst keine menschliche Seele. Gott, meine Eltern und ich! Man soll darüber nicht sprechen, man darf davon nicht sprechen. Sie ist zu heilig, diese Sache." Seine Stimme wurde leiser und ganz erfüllt von Andacht.

„Hättest du mir das gestern gesagt," trotzte Delila, „gestern hätte ich dir geglaubt . . ."

„Und heute . . .?"

„Du hast gestern gelogen", sagte sie hart.

„Was soll ich tun . . .?" Er schlug ratlos die Hände zusammen.

„Nichts." Sie sprach hart wie vorher. Sie stand auf. Ihr Gesicht war leer, ihre Stimme klang entseelt. Sie war am Ende, das merkte man: „Nun geh . . . und komm nicht wieder . . ."

Entsetzt erhob er sich: „Das . . . das . . . ist nicht dein Ernst . . ."

Sie sah ihn an: „Geh und komm nicht wieder. Es ist mein voller Ernst!" Sie standen schweigend einander gegenüber.

„Ich mag nicht warten, bis ich weggeworfen werde . . . wie jenes Seil aus Bast . . . ich kann es nicht ertragen,

das zu erwarten . . .! Was geschehen wird . . . soll gleich geschehen . . . vielleicht sterbe ich daran . . . aber . . . das ist meine Sache . . . meine heilige Sache . . ."

Ihre Stimme kippte, ihre Augen schwammen eine Sekunde in Tränen. Sie beherrschte sich und schwieg.

Eine lange Stille war.

Dann preßte Simson hervor: „Unmöglich . . . daß ich dich verlasse." Er schien unfähig zu sprechen.

Sie entgegnete mühsam: „Unmöglich . . . daß du bleibst . . . unser Glück ist vorbei."

Wieder Stille.

Simson setzte sich schwerfällig, barg das Gesicht in den Händen, fuhr sich durch das Dickicht seiner Haare und stöhnte.

„Komm zu mir", bat er endlich. Da Delila zögerte, rief er entschlossen: „Zu mir . . . komm!" Er griff nach ihrem Arm und zwang sie, daß sie bei ihm saß.

„Ich will dir alles sagen," begann er, nach Atem ringend, „mag sein, daß unser Glück vorbei ist . . . aber vielleicht wird Gott mir gnädig sein, weil ich dich so sehr liebe . . . ich will dir alles sagen . . . alles . . ."

Delila erkannte, daß ihm nun die Wahrheit aus dem Herzen über die Lippen drang. Es trieb sie, ihm zuzurufen: ‚Schweig . . . ich glaube dir!' Sie fand, es sei notwendig, den Unbesonnenen zu ermahnen: ‚Sprich leise!' Sie hatte großes Erbarmen mit ihm, wie er sich aufschloß bis zum Grund seiner Seele und das Letzte, das Kostbarste hergab, das er sein Eigen nennen durfte. Aber

ein nie gefühltes Glück durchrauschte sie in wechselnd heißen und kalten Schauern so überwältigend, daß sie keines Wortes mächtig war.

„Ich bin ein Erwählter Gottes", sprach Simson, indessen sich auf seinem Antlitz innerer Kampf, Scham und Entflammtheit malten. „Ehe ich noch zur Welt kam, erschien ein Engel . . . und verhieß der Mutter meine Geburt." Er legte die flache Hand über die Augen, nur eine Sekunde, dann fuhr er rascher und in einem freieren Ton fort: „Der Vater glaubt nicht recht daran . . . er hat oft gesagt, das sind Kindermärchen . . ." Tief in sich hinein murmelte er: „Aber es sind keine Kindermärchen . . . ich fühl's, daß es wahr ist . . . und . . . auch die Mutter fühlt's . . ." Seine Stimme hob sich wieder: „Nie, seit ich lebe, hat mir ein Schermesser das Haar gekürzt . . . so lang ich lebe, ist weder mein Bart noch mein Haar vom Schnitt des Eisens berührt worden . . . dies ist das Zeichen . . . ich bin Gott geweiht . . . dies ist das Bündnis, das mich auserwählt von allen, und mich an den Allmächtigen dahingibt . . ." Er schwieg eine kurze Weile: „Wenn mein Haar unter dem Messer fällt, nur ein einziges Mal . . . kann sein, daß Gott mich verläßt . . ." Seine Stimme kam ins Zittern, „kann sein, daß seine Kraft dann von mir weicht . . . daß ich dann so schwach werde . . . schwächer als irgend einer, der Götzenbilder anbetet . . ."

Delila weinte, erschüttert von Seligkeit und von unbegreiflichem Bangen.

„Weine nicht," bat Simson, „ich habe dir alles gesagt ... alles ... weine nicht ... du hast die ganze Wahrheit gehört ... ich schwöre beim Allmächtigen, daß er mir gnädig bleibe ... ich schwöre beim Leben meiner Mutter ... das lange dauern soll ..."

Delila fiel ihm schluchzend um den Hals.

Sie waren vereint wie noch nie.

Währenddessen glitt Kadita die Treppe hinunter, kauerte an der Schwelle des Hauses und wartete, daß es Nacht werde.

In dieser Nacht aber brach Ehi aus den Fesseln der Tretmühle, darin Simson ihn so lange gefangen gehalten hatte. Er war frei. Er trug seine Angst, wieder erreicht zu werden, er trug seinen angesammelten Haß durch die Saaten und Weingärten, durch die Finsternis heimwärts nach Gasa. Auf dieser Flucht hemmte ihn die Furcht, vorsichtiger zu schleichen, schärfer zu wittern als ein Schakal. Und der Haß jagte ihn, daß er streckenweise schneller rannte als die Gazelle.

Als es dunkel war, lief Kadita in den Palast. Dort trat sie mit angenommener Gelassenheit vor Ganna.

„Gilt dein Versprechen?" fragte sie.

„Ich gab dir zwei Versprechen," antwortete Ganna, „du kennst sie beide."

Kadita lächelte: „Das zweite kümmert mich nicht."

Ganna zog die Brauen hoch: „Nicht . . ? Diese Frist hat bald ein Ende."

Hochmütig sagte Kadita: „Laß den Fürsten holen und . . .", sie wandte sich zu den Sklavinnen, „und ruft alle herbei, die im Palast sind . . ."

Doch Ganna hob nur leicht die Hand: „Einstweilen, meine Kleine, bin ich es noch, die hier befiehlt . . ."

Kadita kreuzte die Arme: „Befiehl also, um was ich bitte."

Ganna musterte sie: „Warum bist du kein einziges Mal gekommen . . . die ganze Zeit . . . kein einziges Mal?"

Kadita zuckte die Achsel: „. . . weil es mir ernst war . . ."

„Und jetzt . . ?"

Die beiden sahen einander in die Augen. Dann sprach das Mädchen: „Weil es ernst ist!"

Ganna zuckte den Kopf vor: „Was gibt's?"

Schweigen.

Sie drängte: „Sprich!" Und ihr Atem flog.

Kadita entgegnete: „Wenn alle da sind, werde ich reden."

„Holt den Fürsten und alle!" gebot Ganna laut.

Zemeah stürmte herein; Weiber kamen mit ihm, Männer, Bewaffnete, Sklaven, das ganze weite Gemach füllte sich mit Menschen. Fackeln loderten.

Zemeah war betrunken. Heftig, doch mit unsicheren Gebärden riß er Kadita an sich: „Endlich . . . du Luder . . . bist du noch Jungfer . . . ?" Er lachte und wollte sie tätscheln.

Kadita stieß ihn von sich, daß er wankte. Sie stand mitten im Kreise. Alle starrten sie neugierig an, nun sie zu Ganna gewendet, anfing: „Fürstin Ganna . . . wenn ich den Simson in eure Hände liefere . . .“

„Ah!“ Ein allgemeiner Schrei unterbrach sie. Ihre ausgestreckte Hand forderte Ruhe. „Wenn ich ihn liefere . . . Fürstin Ganna, schwöre bei Dagon, daß du mein Leben schonen und behüten wirst!“

Leise kam Gannas Antwort: „Ich schwöre . . . bei Dagon . . . daß dir kein Leid widerfahren soll . . .“

Zu Zemeah wiederholte Kadita: „Fürst von Gasa . . . schwöre auch du!“

Völlig nüchtern geworden, stammelte Zemeah: „Ich schwöre . . .“

„Daß ich am Leben und frei bleiben werde!“ beharrte Kadita.

Zemeah stotterte: „Am Leben bleiben . . . und frei . . .“

Nun forderte Kadita: „Laß alles herbringen, was du mir versprochen hast, du, Zemeah, und du, Ganna . . . alles . . . sogleich . . . und alles soll sogleich zu mir, in mein Haus geschafft werden . . .“

Ganna fuhr auf: „Mißtraust du uns, Freche?“

„Ja,“ erwiderte Kadita ruhig, „du verstehst mich!“

Ganna hastete eine Kette großer Saphire von ihrem Halse, schleuderte sie Kadita ins Gesicht und rief wütend: „Da! Nimm das noch! Aber rede endlich!“ Sie keuchte und ihre Augen hatten Fieberglanz.

Kadita fing die Kette auf, fuhr mit dem Kopf durch

die Schlinge und ordnete den Schmuck wohlgefällig auf ihrer Brust. Sie ließ sich Zeit. Dann sagte sie: „Ich habe ihn!"

Wieder gellte ein Schrei von allen Lippen. Gelächter, Kreischen, Rufen schwoll verwirrend ineinander. Zemeah ächzte, Ganna lachte leise, krampfhaft, und rang mit ihrer aufsteigenden Ekstase.

Als der Tumult sich legte und nur noch Gannas leises Krampflachen zu vernehmen war, verkündete Kadita: „Ich gehe jetzt! Gegen Morgen sollen ein paar Männer alles zu mir bringen, was nun mein ist. Mit diesen Männern schicke ich euch den Simson!"

„Wie viele Männer sollen's sein?" preßte Zemeah hervor.

„Drei ... oder vier ...," gab Kadita Bescheid, „das genügt."

Mitten im Aufjauchzen, Schreien und Lachen drängte sich ein Mann durch die Menge und sprang in den Kreis um Kadita. Er war fast nackt, sah abgehetzt und wild aus, die tierische Wut seiner Stimme, die rasend wache Lebendigkeit seiner Augen verbreitete Entsetzen.

„Da bin ich!" rief er, aber es klang heiser, bellend, kaum noch menschlich.

Ein Murmeln lief durch die Reihen der geknäulten Menschen. „Ehi." Erst halblaut, vereinzelt. „Ehi!" Dann im Sturm ausbrechend: „Ehi!"

Der Mann schlug sich die Brust, klatschte sich die Schenkel, fuhr sich ins Haar und tanzte wie im Rausch:

„Frei bin ich!“ schrie er gellend. „Ja, frei bin ich! Frei!“ Er breitete die Arme: „Frei!“

Plötzlich kroch er zusammen, schien zu schrumpfen, sank auf seine Knie und flehte: „Verbergt mich! Helft mir!“ Sein Flehen klang gebrochen und jammernd.

„Du brauchst dich nicht mehr zu verbergen, Ehi!“ Ganna rief ihm das zu.

„Nein!“ dröhnte Zemeah. „Auch wir werden frei sein!“

Von Gelächter umbrüllt, schaute der Mann vor sich hin, wie ein Toller unter Tollgewordenen.

Ganna wies mit ausgestreckter Hand: „Die Bestie dort . . . neben dir . . . ja, die . . . sie liefert ihn aus . . . jetzt . . . gleich!“

Ehi gewahrte nun Kadita, die allein neben ihm mitten im leeren Kreise stand. „Du?“

Kadita nickte.

Er näherte sich ihr, scheu, verwundert, zögernd. Er griff nach ihr, seine Leidenschaft, lange zurückgedämmt, flammte auf bei der Berührung dieses jungen Mädchens. Er faßte ihren Hals, faßte nach ihrem jungen Busen mit der unwiderstehlichen Gebärde eines reißenden Tieres.

„Halt!“ rief Ganna schneidend. Ehi zuckte getroffen, hielt an sich und ein Zittern warf seinen hageren Leib.

Ganna lachte gurrend: „Laß die Kleine . . . sie gehört dem Fürsten!“

Ehi stürzte vor Kadita nieder: „Du . . . du . . . hast ihn . . .?“

„Ich habe ihn!“ sagte sie.

Er sprang auf: „So geh ich mit dir! Ich . . . ich . . .“ Seine Stimme erstickte im Röcheln.

„Komm mit den andern“, entschied Kadita. „Vor Tags. Jetzt gehe ich allein.“

Als sie zu Hause die Treppe hinaufgehuscht war, lautlos wie ein Schatten im Schatten, als sie die Augen behutsam spähend über den Rand des Daches hob, vernahm sie die gleichmäßigen, friedlichen Atemzüge Simsons.

Flüsternd rief sie nach der Schwester. „Delila!“ Wartete, lauschte, rief noch einmal: „Delila!“

Nichts regte sich.

Sie flieg vollends heraus auf das Dach. Schrittweise, geräuschlos schlich sie zum Ruhebett. Da lag Simson zur Seite gekehrt und hielt Delila an seiner Brust. Sie schlief. Delila schlief wirklich, versunken in den Frieden ihres Glückes.

Kadita preßte die Lippen ineinander, um einen Jubellaut zurückzuzwingen.

Sie tastete an Simsons Haupt. Sie hielt den schweren, weichen Knoten seiner Haare in den Händen, faßte zu, oberhalb der Stelle, die sie suchte, drückte das Haar ganz sachte gegen Simsons Kopf, dann ein Schnitt, rasch, knirschend und knisternd, und sie barg die seidenwarmen Flechten an ihrer Brust.

‚Jetzt noch der Bart‘, dachte sie. Ihre Hand strich

sacht über Simsons Wange, gelinder als ein Hauch der Luft. Sie war ganz ruhig. Doch wie sie an seinem Mund hinfuhr, küßte der Schlafende ihre Hand und sie erbebte. Rasch faßte sie seinen Bart unterm Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger, blitzschnell zuckte ihr Messer. Sie hielt auch diese wellige Seide gelöst und frei, hob sie hoch und enteilte.

Drunten rüttelte sie die Mutter aus dem Schlaf.

Atargatis schreckte auf: „Wer ist da?"

„Ich bin's," flüsterte Kadita, „sei still. Gleich kommen sie . . ."

„Wer . . . kommt?" gähnte die Mutter.

Kadita legte ihren Mund an Atargatis' Ohr: „Der Reichtum kommt."

Sofort war Atargatis munter und sprang aus dem Bett. Sie sprach kein Wort, sie streichelte nur Kadita, sie ließ nur ein leises, zwitscherndes Lachen hören, sie tanzte auf einem Fleck und drückte ihre Kinderfäuste an den ungeheueren, auf und nieder wippenden Busen.

„Mach' Licht!" gebot Kadita.

Die Mutter schlug Feuer und entzündete eine armselige Fackel. Bei deren Schein wies ihr Kadita Simsons Bart und Haare.

„Was ist damit?" fragte Atargatis ahnungslos.

Kaditas Augen funkelten: „Das ist Simsons Stärke", sagte sie.

Atargatis begann zu hüpfen, lautlos am Fleck bleibend,

hüpfte sie, daß die Fülle ihres Leibes vibrierte: „Es ist gelungen!“ zwitscherte sie.

Kadita lachte: „Gelungen!“ Sie ließ die Haare zur Erde fallen und wischte ihre Hände.

Da kamen die Boten Zemeahs, und Ehi mit ihnen. Über Simsons Haare, die welk und tot auf dem Boden lagen, hinweg stampften sie herein, setzten die Last des Goldes hin und brachten, in kostbare Tücher gehüllt, den Schmuck.

„Wo ist Simson?“ drängte Ehi.

„Geduld!“ herrschte ihn Kadita an. Sie gebot den Männern Behutsamkeit und sie hielten sich alle ganz still, denn die Furcht vor Simson lastete noch auf ihnen. Nur Ehi knirschte in kaum zu bändigender Erwartung.

Sorgsam breitete Kadita die Tücher auseinander, warf ihrer Mutter zornig mahnende Blicke zu, weil Atargatis einmal im Anblick des Funkelns und Glitzerns aufkreischte. Alles war da: Ringe, Armbänder, Fußreifen, Ketten aus Edelsteinen, Perlenschnüre.

Kadita prüfte alles.

„Stürzt die Scheffel um“, befahl sie.

Die Männer kippten sachte die beiden Scheffel. Die Goldstücke strömten unter feinem Klingen hervor und häuften sich schimmernd.

„Richtig“, stellte Kadita fest.

Sie schlug der Mutter einen leichten Klaps auf die Hand, weil Atargatis nach den Goldstücken gegriffen hatte. Sie füllte das Gold wieder in seine Gefäße,

hüllte den Schmuck wieder in die Tücher und schloß alles weg.

Inzwischen war das erste Morgengrauen erdämmert.

Kadita hob die Hand zu den Männern: „Jetzt geht ihn holen!"

„Laßt mich zuerst!" zischte Ehi. „Mich zuerst! Mich allein! Ich will ihn wecken! Ich! Ich!" Er war wie rasend. „Oh ... ich will ihn wecken ... und er soll die Sonne nicht mehr sehen! Nicht mehr sehen!" Der Atem blieb ihm weg.

Einer der Bewaffneten berührte seine Schulter: „Du weißt, Ehi, er muß am Leben bleiben ... Ganna will es!"

Ein anderer murrte: „Ehi! vergiß das nicht!"

Und ein dritter mahnte: „Wir dürfen ihn nicht töten!"

„Wer spricht von Töten?" bellte Ehi. „Kommt! Aber laßt mich zuerst ..."

Sie gönnten ihm den Vortritt gerne, immer noch glaubten sie, es sei höchste Gefahr, sich dem Unbesiegbaren feindlich zu nähern.

Langsam folgten sie Ehi, der die Treppe hinaufstürmte. Sie waren jeden Augenblick bereit, davon zulaufen.

Oben, auf dem Dach, im bleichen Schein der ersten Dämmerung trat Ehi geräuschvoll heran.

Delila fuhr empor, als er noch auf der Treppe war. Sie rüttelte Simson, sie stieß einen Schrei aus, als sie die schreckliche Gestalt erblickte, die aus dem Boden wuchs wie ein Gespenst und näher kam.

Aber Ehi brüllte: „Wach' auf, Simson! Wach' auf!"

Der Schlaf fiel von Simson ab und zerbrach, wie ein tönernes Gefäß zerschellt, das vom Tisch gefegt wird.

Simson öffnete die Augen, lächelte eine halbe Sekunde. Von Delilas Schrei, den er noch träumend, ohne Bewußtsein vernommen hatte, war ein Nachhall in ihm geblieben. Jetzt hörte er Ehis brüllenden Anruf, erstarrte, als er das furchtbare Antlitz mit den gehässig bohrenden Blicken sah. Im Nu stand er, kampfbereit. Nur seine Mienen zeigten etwas Verwirrung, denn er erkannte Ehi nicht sogleich, vermochte sich's nicht zu erklären, wie der Gefangene aus seiner Tretmühle hieherkam. Aber ihm blieb keine Zeit.

Langsam, den Hohn, den er verspritzte, genießend, begann Ehi: „Ja . . . ich bin's! Und jetzt haben wir . . . verstehst du? . . . wir ertappen dich einmal . . . bei einem Mädchen unseres Volkes . . . jetzt wirst du . . ."

Er konnte das Wort ‚gestraft' nur undeutlich aussprechen, denn Simson warf sich auf ihn.

Die beiden Männer rangen wütend miteinander.

Da schrie Delila: „Simson! Dein Haar!" Verzweiflung jammerte in ihrer Stimme.

Verzweiflung durchzuckte Simson, als er den Gegner nicht schnell erdrücken konnte, als er merkte, daß er sich wehren mußte mit keuchender Kraft. Jetzt fuhr ihm Delilas Zuruf in die Seele. Er griff sich mit einer Hand in den Nacken, fühlte die leere Stelle, die

kurzen, verschnittenen Strähnen. Entsetzen überflog ihn, so heftig, daß er taumelte.

Ehi packte grimmiger zu. Beinahe hätte er ihn zu Fall gebracht; doch nun schlug Simson wie wahnsinnig um sich.

Ehi schrie: „Kommt herauf! Ich zwing' ihn allein ... aber kommt nur ... so geht's schneller!"

Polternd stürzten die Männer herbei, warfen Stricke über den Tobenden, schlugen ihn mit harten Fäusten in den geschorenen Nacken, in den Magen, ins Gesicht, und im Nu war Simson gefesselt.

Delila heulte, jammerte, weinte laut schreiend, kratzte, biß, versuchte zu hindern, zu retten sogar.

Als Simson gebunden, von den Männern umdrängt und wehrlos mißhandelt dastand, befahl Ehi: „Schafft das Mädchen weg!"

Simson aber knirschte: „Ja ... schafft mir die Hure aus den Augen ... die verräterische ..."

Delila verstummte bei diesen Worten. Ein Bewaffneter hob sie auf und trug sie, wie man kleine Kinder trägt, hinunter. Sie lag schlaff in seinem Arm. In der Kammer der Mutter wurde sie gebettet. Kadita und Atargatis saßen stumm dabei, erschrocken und tückisch.

Rings auf den Dächern hatten sich Menschen gesammelt. Die ganze Straße war von einer ungeduldigen, neugierig erregten Menge erfüllt. Über allen hing banges Schweigen der Erwartung.

Ehi befahl: „Holt eine Fackel."

Einer von seinen Helfern widersprach: „Es ist doch heller Tag!"

Ehi schrie: „Eine Fackel! Rasch!" und stampfte zornig.

Der Mann brachte vom Winkel des Daches eine Fackel, schlug Feuer, und sie brannte.

Sie warfen Simson um, daß er auf dem Boden lag. Er hielt die Lippen zusammengepreßt und schwieg.

Ehi ließ sich nieder, nahm Simsons Kopf zwischen die Knie und jubelte wutschnaubend: „So ... du Hund ... du wirst schon singen ..."

Während er eine Nadel hervorzog, sie in die Flamme der Fackel hielt, bis ihre eiserne Spitze glühte, redete er weiter, besinnungslos vor leidenschaftlicher Rachsucht:

„Du wirst singen ... ein schönes Liedchen ... ein lustiges Liedchen ..."

Simson sah die glühende Nadelspitze dicht über seinen Augen. Er fühlte, wie ihm feindselige Finger die Lider, die er zugedrückt hatte, auseinanderrissen. Der glühende Punkt war das letzte, was er auf Erden sah.

Glühend heißer, blutroter Schmerz drang ihm vom Auge her ins Gehirn, in das Herz, in den ganzen Körper, drohte ihn zu zersprengen, wie er ihn durchraste.

Simson stöhnte, sein Stöhnen brach aus, wurde zum Gebrüll, und dabei sagte tief in seiner Seele ein Etwas: Ich will schweigen! Ich will stumm sein!

Unten, in der Kammer, jammerte Delila auf; ihr gellendes Weinen flog durch das Haus, mengte sich mit Simsons brüllendem Stöhnen.

Aber der Schrei, der sich jetzt aus tausenden Kehlen wie ein Donner erhob, verschlang die Stimmen von Simson und Delila.

Sie brachten ihn zum Palast.

Ehe sie das Haus verließen, gab es noch einen Aufenthalt.

Delila sprang ihnen entgegen, sah Simsons blutende Augenhöhlen, sein blutüberronnenes Gesicht. In ihrem wimmernden Schluchzen waren geknickte Liebesworte, zerbrochene Worte des Elends, die ihr Mund nicht formen konnte, waren Laute des Entsetzens und der wehe Klang einer zerstörten Seele. Sie warf sich ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie: „Simson ... ich habe dich nicht verraten ..."

Er stand und schwieg.

„Hörst du mich ... Simson ... ich habe dich nicht verraten!"

Da stieß er sie mit dem Fuß von sich.

Delila sprang auf: „Ich gehe mit dir, Simson ... mit dir ..."

Sie hatte sich gefürchtet, in seine Augen zu schauen, hatte vor dem zornig anklagenden Blick dieser schönen, reinen Augen gebebt. Jetzt wußte sie, diese Augen würden nie wieder in die ihrigen tauchen, nie wieder war es möglich, daß diese Augen Delilas Unschuld erkennten.

„Ich gehe mit dir ..."

Sie heftete sich an die Brust des Schweigenden; sie hing mit ihren Händen fest an den Stricken, die ihn fesselten; wenn der Stoß seiner Knie sie wegzuschleudern drohte, griff sie an sein Gewand, suchte ihre Finger wieder zwischen die enggeschnürten Seile und den Leib des Geliebten zu klemmen, der heiß war und feucht vom Schweiß der Schmerzen und dessen fliegender Atem, dessen jagende Pulse von innen gegen die Rippen stürmten. Nun, da der Zug auf die Straße trat, war Delila zwischen Simson und der Menge des Volkes. Gleich einer ungeheuren Brandung schäumte die losgelassene Schadenfreude, die befreite Angst, die lange niedergehaltene Rachsucht Simson entgegen. Eine kurze Weile schien es, als werde er hier sein Ende finden, zerquetscht, zertreten, gesteinigt, erschlagen wie ein toller Hund.

Delila hing an Simsons Hals und rief ihm unablässig zu: „Ich gehe mit dir! . . . Ich bleibe bei dir! . . . Ich sterbe mit dir!"

Sie fing viele von den Faustthieben und Stockschlägen mit ihrem Rücken auf, wütende Weiber rissen sie an den Haaren, zerrten an ihrem Gewand, das in Fetzen von ihr niederflatterte. Sie spürte es nur wie etwas Fernes, Unwirkliches. Unablässig sah sie in das blutig erblindete Antlitz, rief diesem Antlitz, das auch jetzt noch furchtbare Schönheit hatte und viel jünger aussah als sonst, unablässig zu: „Ich gehe mit dir!"

Die Bewaffneten pflügten mit ihren Speeren eine Gasse. Sie brüllten dabei: „Laßt ihn! Wir müssen

ihn lebendig bringen! Lebendig! Befehl der Fürstin!"

Das Volk wich endlich ein wenig zurück.

Ehi führte Simson am Strick wie ein Rind. Er schwang eine kurzstielige Peitsche, ließ sie rings um sich hersausen, ließ sie dann wieder auf Simson, auf Delila niederklatschen, brüllte zur Menge: „Da ist mein Zugtier! Da ist mein Kamel!" Er führte einen Hieb nach Delila und schrie: „Scher' dich weg! Schmutziges Luder!"

Sie wandte ihr Gesicht zu ihm und sah ihn an. Er verstummte.

Das Volk erkannte ihn. „Ehi!" schrien sie, „Ehi!" Ein wildes Drängen entstand von neuem. Alle wollten ihn sehen. „Er ist wieder da! Er ist frei! Das Rad hat sich gedreht! Jetzt ist Ehi der Herr!" Gelächter flatterte auf, schwoll an.

Ehi lachte und knallte mit der Peitsche. Die Wut des Volkes verebbte. Das Ereignis wurde zur Lustbarkeit. Langsam erreichte der Zug den Palast.

Zemeah und Ganna thronten im weiten Versammlungssaale, umgeben von Priestern, von Kriegern, Sklaven und Sklavinnen, als die Menge hereinbrach. Fast für alle war hier Raum. Sie stürmten die Gänge, die Tribünen gleich rings um die Wände liefen. Sie erkletterten die Pfeiler und hockten auf den klobigen Vorsprüngen in Stockhöhe. Sie nisteten und hingen droben unter dem massigen Gebälk. Und sie preßten sich in der Mitte des Raumes zwischen die beiden gigantischen

Säulen, die auf hohem Steinsockel den ganzen Bau trugen.

Ganna sprang von ihrem Sitz empor, als sie Simson erblickte. „Wer hat das getan?“ rief sie und wies in das augenlose Antlitz.

Tiefe Stille folgte.

Delila wischte das rinnende Blut, wischte den Straßenschmutz, mit dem sie beworfen worden waren, von Simsons Wangen. Sie war allein mit ihm, und wie in Betäubung.

Simson stand stumm. Er war abgeschlossen von der Außenwelt. Nur ihre Geräusche erreichten ihn, nur ihre Mißhandlungen trafen seinen Leib. Aber niemand wußte, daß er etwas davon verspürte. Er gab davon kein Zeichen, keine Miene an ihm zuckte.

Gannas zornige Stimme klang wieder: „Wer hat das getan?“

Da schrie ihr Ehi entgegen: „Ich!“, ließ sie nicht zu Wort kommen und brach los: „Ich! Ich war es! Ich hätte ihn erwürgt, ich hätte ihn zertreten, den Schuft, den niederträchtigen ... sein Zugtier bin ich gewesen ... jahrelang ... unerhörte Qualen hab' ich von ihm erdulden müssen ... ich ... ich hab' es getan ... ich hätte ihn ermordet ... aber du hast befohlen, er soll am Leben bleiben ...“

„Feigling“, zischte Ganna.

Ehi schäumte: „Ich bin kein Feigling!“ Er sprang vor, gestikulierte rasend, es schien, als würde er sich an

Ganna vergreifen. „Sag' nicht Feigling zu mir, Weib, sag' nicht Feigling ... ich hätte die Frau nehmen können, die hebräische, wie Zonar die seinige genommen hat ... wenn ich feig gewesen wäre wie Zonar ..."

Zemeah hob die Hand, aber Ehi war nicht zu stillen. „Du weißt nicht, was ich gelitten habe ... du ... Weib ... du kennst nur Wollust und Buhlerei ..."

„Schweig!" herrschte ihn Zemeah an.

„Sie soll nicht Feigling zu mir sagen", knurrte Ehi noch und seine Augen liefen ohne Scheu in die Runde.

Zemeah trat die Stufen des Thrones hinunter zu Ehi. Er war jetzt wieder Fürst. Seit langem zum erstenmal wieder. „Vorschnell bist du gewesen," sagte er mit gehaltener Erregung, „ohne Befehl und eigenmächtig hast du gehandelt ... rachsüchtig ... doch Tapferkeit hat keine dazugehört ..."

Die beiden Männer standen ganz nahe und blickten einander in die Augen.

„Keine Tapferkeit?" höhnte Ehi. „So? Wer war der erste, der den da geweckt, der mit ihm gekämpft hat? Deine Krieger, die hielten sich versteckt, die haben gezittert, die wollten davonlaufen! Keine Tapferkeit!"

Ganna rief dazwischen: „Spiel' nicht den Helden, Ehi! Den dort haben nicht Männer bezwungen, auch du nicht ... Weiberlist hat ihn niedergeworfen ..."

Ein Stöhnen drang jetzt von Simsons Lippen, zerbrach, wie er's wieder einsing und nach innen preßte.

„Deshalb", vollendete Ganna, „gehört er mir!"

Ehi sprang ein paar Schritte zurück: „Da hast du ihn . . .," lachte er wild, „ich schenk' ihn dir!"

„Du freches Tier," Ganna sprach ruhig, hoheitsvoll und drohend, „darfst du mir schenken, was mein ist? Hüte dich! Unversehrt hättest du ihn bringen müssen!"

„Er ist ja unversehrt", gab Ehi zurück, und mit geduckter Unverschämtheit fügte er hinzu: „Nichts fehlt ihm . . . nur die Augen!"

Doch das laute Gelächter, das sich erhob, überschrie er: „Unschädlich hab' ich ihn gemacht!"

Eine Sekunde war es lautlos still. Dann raste die Menge dem Ehi Beifall.

Als wieder Ruhe wurde, entschied Zemeah: „Führt ihn hinaus vor das Stadttor. Er soll den Weg nach Hause allein suchen."

Sturm erhob sich im Volk. „Nein!" heulten sie alle. „Nein! Er darf nicht frei sein! Nein . . ."

Ganna rief inbrünstig: „Nein!"

Aber Delila flüsterte dem regungslosen Simson zu: „Ich bleibe bei dir! Immer bleibe ich bei dir!"

Zemeah blickte verwirrt umher. Der verstümmelte Simson reizte ihn nicht mehr, war ihm jetzt erstaunlich gleichgültig geworden. Sein Verlangen richtete sich auf Ganna. Ihr Besitz schien ihm beglückend sicher; daneben jedoch, als hätte er Ganna schon wieder genossen, entzündete sich über sie hinaus seine Begierde und brannte nach Kadita. Er stand auf: „Was wollt ihr?" fragte er lässig mit durchschimmernder Schwelgerlaune.

„Töte ihn!“ brüllten sie.

„Opfere ihn dem Dagon!“ heischten die Priester.

Ganna winkte abwehrend mit den Händen. Sie war blaß und brachte keinen Laut hervor.

„Ich sterbe mit dir!“ hauchte Delila an der Brust des schweigenden Simson.

Ehis Stimme durchschnitt den Tumult: „Er soll in die Tretmühle . . . wie er mich in die Tretmühle gespannt hat.“

„In die Tretmühle!“ johlte das Volk und brauste Beifall. „In die Tretmühle!“

Zemeah gebot Schweigen.

Noch ehe er sprechen konnte, riß Ganna das Wort an sich. „Mir gehört er!“ rief sie, als sei sie in Gefahr. „Ich hab' es schon gesagt, daß er mir gehört. Durch mich ist er in unserer Gewalt! Nur durch mich! Wer ist da, der anderes behaupten kann?“ Sie schwieg, wie um Antwort zu erwarten. Doch sie mußte nur Atem holen und sich fassen. Dann fuhr sie fort: „Töten mag ich ihn nicht . . . nicht jetzt! Ihr sollt alle euren Willen haben an diesem Mann! Du, Ehi . . . ihr“, sie neigte ihr Haupt vor den Priestern, „und du Fürst Zemeah.“

Zemeahs Antlitz leuchtete auf, er wurde langsam dunkelrot. Sie hatte ihn Fürst genannt, ernsthaft, feierlich, ohne Spott, zum erstenmal seit jenem Unglücksmorgen, an dem die Felder brannten. In ihm regte sich Wollust stärker als Würde. Vorgefühl der Wonne wallte heftiger in seinem Blut als Stolz. Er lächelte.

Ganna wandte sich zu den Priestern: „Ich gebe euch diesen Mann. Ihr bürgt mir für sein Leben. Nehmt ihn! Er soll Dagon dienen und euch . . . nehmt ihn . . . laßt ihn arbeiten in der Tretmühle des Tempels . . .“

„Hajaja!“ jauchzte Ehi, „und ich will sein Wächter sein!“

„Du . . . nicht!“ Ganna fauchte, „du nicht!“ Gelassen sprach sie dann: „Dagon bewacht seine Diener selbst.“

Die Priester umringten Simson.

Zemeah befahl ihnen: „Weg mit dem Mädchen! Trennt die zwei!“

Ganna aber mengte sich ein: „Laßt sie bei ihm . . .“ Und ihre Blicke auf Delila gerichtet: „Mag sie bereuen!“

Delila zuckte bei diesen Worten, deren Sinn dunkel und aufreizend blieb. Sie schaute in Simsons Antlitz.

Das schien zu versteinen.

„Nehmt dem blinden Mann die Fesseln ab“, rief Ganna sanft.

Ein paar Priester lösten die Stricke, die Simsons Arme umschnürten.

Alle warteten.

Aber Simson stand und regte sich nicht.

„Nun . . .“ sagte Ganna, „. . . hast du nichts zu sagen?“

Simson schwieg.

„Rede, du Hund“, drohte Zemeah.

Simson schwieg.

Ehi schlug ihn mit dem Peitschenstiel ins Genick: „Mach' das Maul auf, Hund! Belle deinen Dank!“

Simson rührte sich nicht und blieb stumm.

Zemeah und Ganna tauschten einen Blick. Dann sagte Ganna und zuckte die Achsel: „Genug! Fort mit ihm!"

Die Priester drängten. Delila wollte seine Hand erhaschen, aber Simson hielt die Hände fest an seinen Leib gepreßt; so ergriff sie einen Zipfel des zerrissenen Kleides und führte ihn daran hinaus.

Vor ihnen wich die Menge lärmend und schwatzend zur Seite.

Als sie sich dem Tore näherten, hörte Delila des Zemeah Stimme: „Holt jetzt Kadita . . ."

Das war das Letzte.

Sie brachten Simson zur Tretmühle, die den Priestern gehörte. Ein Kamel, das dort im Geschirr gegangen war, wurde ausgespannt.

Nun wollten sie Simson in die Querbalken fesseln. Aber Delila bat: „Wartet . . . bis morgen . . ."

Ehi schrie dazwischen: „Nicht warten! Er soll arbeiten! Gleich!"

Delila sah ihn nicht, wandte sich an den Oberpriester, der ein uralter Mann mit schneeweißen Haaren war: „Er ist krank," bat sie, „er ist schwach . . . er wird euch nicht entfliehen . . . wartet bis morgen."

Und der Greis entschied: „Bis morgen . . ."

Sie blieben allein, Simson und Delila.

Da wankte er, tastete um sich und war im Umsinken.

Delila stützte ihn: „Komm, Geliebter, leg' dich hier nieder . . . ruh' aus."

Er fiel zusammen, lag auf dem schmutzigen Boden,

im finstern Raum, der vom übeln Kameldunst scharf durchzogen war.

Delila saß bei ihm, hielt sein Haupt in ihrem Schoß und rührte sich nicht. Sie hatte keine Tränen. Sie wußte nicht, ob das geblendete Antlitz einem Schlafenden gehörte oder einem, der wach ist, einem Ohnmächtigen oder einem Sterbenden.

Sie beugte sich tiefer zu ihm hinab, da sah sie, daß er weinte.

Stunden verschlichen den beiden, die im Dunkeln waren und im Unglück, tropften langsam dahin, schwerfällig, öde. Draußen flutete heller Sonnenschein und der Tag war so fröhlich, war heiß von der Fülle des Daseins wie nur je. Aber solche Tage gab es nicht mehr für Simson und Delila, schimmerten nur fern, wesenlos, und wenn eine Wesenheit zu ihnen sprach, dann war es Jammer oder Hohn. Jetzt spürten sie nichts von Sonne, nichts vom Tag. Aus der Versammlungshalle scholl der Lärm des Festes herüber. Johlen der Männer, lachendes Kreischen der Weiber, wirre Musik. Drüben feierten sie ihre Befreiung aus Simsons Gewalt.

Gegen Abend hob Simson das Haupt.

„Geh!" sagte er und seine Stimme, die heiser war, mühte sich, hart zu sein.

„Ich bleibe bei dir!" flüsterte Delila.

Er wiederholte: „Geh . . . zu den Deinen."

„Sie sind nicht die Meinen," widersprach sie, „längst nicht mehr . . . du weißt es . . ."

Er seufzte tief: „Ich weiß nur eins, daß du mich verraten hast . . . verkauft . . . vernichtet . . ."

„Simson!" schrie sie leise auf.

Er schwieg eine Weile und begann wieder: „Du bist zu niedrig . . . zu schlecht . . . zu gemein . . . sonst . . . nein . . . ich erwürge dich nicht . . . ich war zu sehr in dich verliebt . . ."

Sie ergriff seine Hand und legte sie an ihre Kehle: „Erwürge mich!"

Er zog die Hand zurück: „Ich berühre dich nicht . . ." Er sprach mit Mattigkeit, „nicht einmal anspucken mag ich dich . . . du bist nicht einmal das wert . . . und dann . . ." Seine Stimme zerbrach ihm, „ich spucke nicht auf die, die ich geliebt habe . . ."

„Ich bin unglücklich", schluchzte sie.

„Das glaub' ich dir", sagte er still.

„Genau so unglücklich wie du . . ."

„Das ist gelogen", knirschte er hervor.

„Vielleicht unglücklicher noch als du!" Sie weinte heftiger.

„Genug!" rief er. „Was weißt du von meinem Unglück . . . Hure!"

Sie nahm behutsam seinen Kopf und küßte ihn zart auf die Stirne.

Er entzog sich ihr. Ekel und Verachtung zuckte um seinen Mund. „Heuchle nicht . . .," redete er, „warum

heuchelst du?" Letztes Fertigsein war in seinem Ton. „Willst du mich jetzt noch täuschen, jetzt noch einen Narren aus mir machen? Du hast mich vollständig zum Narren gemacht . . ." Ein kurzer Laut, der wie Spottlachen klingen sollte. „Du kannst mich nicht mehr täuschen . . ." Er ließ sie nicht sprechen. „Geh doch! Geh . . . du Verfluchte . . . hol' dir deinen Lohn . . . du hast mich hoffentlich teuer verkauft . . ." Wieder der kurze Laut, der sich ihm schmerzhaft entrang. „Freilich, soviel, wie ich wirklich wert war . . . kann kein Zemeah bezahlen . . . nicht zehn . . . nicht zwanzig von euren Dreckfürsten sind das imstand . . . aber für dich wird's immer langen, für dich und deine Habsucht!"

„Ich bleibe bei dir!"

„Spiel' mir nichts vor!" Er schüttelte sich. „Ob du heute gehst oder morgen, das ist gleich. Ich glaube dir nicht! Geh' auf der Stelle!"

„Glaube mir", flehte sie.

Er wälzte sich zur Seite. „Ich glaube dir nie mehr . . ."

Sie drang in ihn: „Du wirst sehen . . ."

Er stieß einen Schrei aus: „Nie mehr werde ich sehen!"

Sie warf sich über ihn, verzweifelt: „Verzeih, Geliebter . . ."

Aber auch seine Verzweiflung brach hervor: „Nie mehr . . . nie mehr . . . das Gesicht meiner Mutter! . . . den Himmel! . . . nie mehr . . . mein Haus . . . die Vögel in der Luft . . . nie mehr . . ."

Er stieß sie von sich. Er zählte alles auf, was er verloren hatte. Er raste in Schmerz, in Wut, in hoffnungslosem Elend. Delila klammerte sich an ihn und stammelte Worte der Zärtlichkeit. Sie rangen miteinander, den halb besinnungslosen, halb von tiefstem Bewußtsein gepeitschten Kampf, den Jugend, hinausgeschleudert an den Rand des Daseins, im Todesschatten durchtobt.

Ermattet lagen sie zuletzt nebeneinander. Delila streichelte seine Wangen, streichelte ihm das schmählich gekürzte Haar, das fieberfeucht an seiner Stirne klebte. Sie flüsterte ihm zu, der sich nicht mehr wehren, der nicht mehr sprechen konnte, dem der Atem im Keuchstöhnen flog: „Ich hab' dich nicht verraten ... ich weiß nicht, wie es geschah ... ich schlief ... zum erstenmal hab' ich geschlafen ... hab' zum erstenmal deinen Schlaf nicht bewacht ... ich war so glücklich ... ach, ich darf nicht daran denken, wie glücklich ich war ..." Sie konnte nicht weiter vor Schluchzen.

Er lauschte. Zweifel wühlten in ihm und er hielt ihr vor: „Hat nicht dieses Luder von einer Fürstin ... hat sie nicht gesagt ... daß du bereuen willst ...? Bereuen! Das enthüllt deine Falschheit ..."

Sie schmiegte sich enger an ihn: „Ich weiß nicht, was Ganna gemeint hat ... sie ist falsch ... sie, nicht ich ... ich kenne ihre Absicht nicht ... aber hast du nicht auch gehört, wie Zemeah gerufen hat, man soll Kadita holen ...?"

„Wen?"

„Meine Schwester . . . Kadita! Kadita!“ rief sie, „Kadita ist es gewesen!“

„Und du?“ Es kam eigensinnig, aber nicht mehr ganz sicher.

„Nein“, an ihn gedrängt, mit glühender Seele, sanft: „Nein . . . nein . . . nein . . .! Nicht ich . . . ich habe fort wollen aus Gasa . . . nicht ich war es . . . erinnere dich . . . ich hab' dich so oft gebeten . . . nimm mich zu dir . . . in dein Land . . . in die ärmste Hütte . . . nur fort aus Gasa . . . und jetzt bin ich bei dir . . . in der ärmsten Hütte . . . und ich lass' nicht von dir . . . du kannst mich schlagen . . . mich beschimpfen . . . mir kein gutes Wort geben . . . aber fortjagen kannst du mich nicht . . . glaube mir, Simson . . . glaube mir . . . ich schwöre bei deinem Gott, bei unserem Gott . . .“

„Gott!“ stöhnte Simson, „Gott . . .“ Er schlug beide Hände vor sein Antlitz und blieb lange stumm.

Delila liebkoste ihn: „Glaubst du mir, Simson . . . nein . . . ich verlange es nicht mehr . . . du mußt mir nicht glauben . . . nur dulde, daß ich bei dir bin, erlaube, daß ich bei dir bleibe . . . immer . . . immer . . . es wird schon einen Ausweg geben in die Freiheit . . . sogar Ehi hat sich befreit . . . es muß einen Ausweg geben . . . und wenn nicht . . . dann sterben wir zusammen . . .“

„Du kannst reden . . .,“ klagte er, „reden kannst du . . .! Wenn du dich nicht so gut aufs Reden und Schmeicheln verstehen würdest . . . nie hätte ich dir anvertraut . . .“

Sie heulte wie ein jäh verwundetes Tier: „Jaa . . . jaa . . . das ist meine Schuld, daß ich dich dazu getrieben habe . . .“ Sie raufte sich das Haar, schlug sich die Brust, „meine Schuld . . . ich Niederträchtige . . . ich Blödsinnige . . . jaa . . . jaa . . . meine Schuld . . . und ich werd' sie mir nie verzeihen, nie verzeihen . . . nie . . . nie . . .“ Ihr Weinen klang hin, als ob sie bluten würde.

Da sagte Simson lind: „Ich verzeih' dir . . . das verzeihe ich dir . . . wenn . . . wenn es wirklich nur deine Liebe gewesen ist.“

Sie hob seine Hand an ihren Mund und küßte sie.

Still lagen sie nebeneinander.

Die Kunde von Simsons Untergang flog durch das Land und kam wie vom Wind einhergeweht in das Haus seiner Eltern.

Im Kreis der Versammelten schrie die Mutter laut auf und fiel leblos zu Boden.

Ruben und Naftali hoben die ohnmächtige Frau auf und trugen sie in das Haus. Manoah, stumm und hastig, trieb die Leute fort.

„Hätte er lieber meine Tochter geheiratet“, redete ihn Naftali draußen an, nachdem die Mutter gebettet war. Manoah kniff den Mund ein und schwieg.

„Nu?“ fragte Naftali, anscheinend bekümmert. „Wär' das nicht besser gewesen?“

Manoah wandte sich von ihm ab.

Ruben faßte Naftali an der Schulter: „Komm!“ Und zu den andern: „Kommt, ihr alle.“

Manoah stand in sich verkauert, hielt die Hände verschränkt an der Brust und starrte vor sich hin. Er schien nicht zu merken, wie die Leute sich entfernten, er schien nicht zu hören, wie Naftalis gellende Stimme Anklagen ausstieß: „Heißt ein Richter! Heißt ein Erkorener! Ein Gewaltsmensch ist er gewesen . . und ein Weiberheld . . . weiter nichts . . . nu? Und was soll jetzt aus uns werden?“

Manoah blieb allein. Er stand und starrte.

Plötzlich trat die Mutter in die Türe. Sie wankte und weinte.

„Mein Sohn! Mein Sohn!“ Immer nur die zwei Worte. Mit gerungenen Händen, mit Schreien, die aus dem innersten Herzen hervorbrachen, mit lautem Jammer, mit leiser werdendem Wimmern: „Mein Sohn! Mein Sohn!“

Manoah trat zu ihr, berührte ihr Haar und sagte leise: „Mutter . . .“

Sie gab sich mit Wildheit ihrem Schmerz hin, sie ließ das Entsetzen, das in ihr wühlte, frei: „Zerbrochen haben sie ihn . . . verstümmelt . . . er war wunderschön . . . mein Sohn . . .,“ schrie sie, „er war gut . . . so gut war er . . . mein Sohn . . . so gut und so stolz . . . oh, so stolz . . . mein Sohn, ein Liebling Gottes war er . . . und jetzt . . . jetzt ist er tot . . .“

Manoah tröstete: „Er lebt . . . Gott sei Dank, er

lebt . . . versündige dich nicht, Frau", mahnte er.

„Schlimmer als tot!" raste sie. „Viel schlimmer . . . blind! blind! Kannst du das ausdenken? Kannst du das . . . und sagen, er lebt? Und Gott noch danken? Wie genügsam bist du, Manoah . . . wie bescheiden bist du . . . Gott danken! Ach . . . ich bring's nicht fertig . . . ich weiß nicht, wie man das anfängt . . .! Was für ein Gott, der solch ein Verbrechen geschehen läßt . . . was für ein Gott . . ! Und dem auch noch danken . . .?"

„Frau . . .," sagte Manoah traurig, „du bist nicht bei Sinnen . . . du lästerst . . ."

Sie fuhr ihn an: „Bei Sinnen bin ich! Ganz bei Sinnen! Wie noch nie! Erlebt man solch ein Leid, wird man von solch einem Weh geschlagen, dann sieht man alles . . . schärfer als sonst sieht man alles . . . alles . . . was man besessen und was man verloren hat . . ." Sie wurde vom Schluchzen geschüttelt. „Noch nie war ich so ganz bei Sinnen wie jetzt . . . und ja . . . ich lästere!"

„Du Frau . . ." Manoah senkte das Haupt tief zur Brust.

Sie hörte ihn gar nicht, ganz aufgelöst in ihrem Weinen: „Früher . . . ja . . . früher hab' ich Gott gelobt . . . hab' ihn gepriesen jede Stunde . . . wie er mir das Kind schenkte . . . wie er aufwuchs, der kleine Simson . . . wie er gelacht hat und gespielt . . . wie er groß wurde und prächtig . . . keiner war so prächtig

wie er . . . so sanft und so heiter . . . so wild im gerechten Zorn . . . so . . . ach . . . früher hab' ich Gott gelobt . . . aber jetzt?" sie kreischte, „. . . jetzt? Jetzt hasse ich diesen Gott . . . ja, erschrick nur, Mann . . . ich hasse ihn und ich werde ihn lästern . . . immer . . . immer . . ."

Mit erhobenen Händen flehte Manoah: „Hör' sie nicht, Allmächtiger . . ."

Sie stampfte mit dem Fuß: „Er soll mich hören! Und er hört mich!" Sie schüttelte drohend ihre Faust gegen den Himmel: „Du dort oben! Ein Mensch muß dir die Meinung sagen! Einer! Ich sag' sie dir . . ."

„Eine unglückliche Mutter", sprach Manoah rasch und wie entschuldigend dazwischen.

„Jawohl . . . die unglücklichste Mutter, die je gelebt hat", rief sie. „Und ich sage dir, du Unsichtbarer dort oben, ich sage dir, wenn du wirklich ein Gott wärst, ein rechter, wahrhafter Gott, dann dürfte auf dieser Welt keine Mutter unglücklich sein! Verstehst du? Keine, du Pfuscher, du hochmütiger, und keine dürfte das erleben, was du mich erleben läßt!"

Manoah ergriff ihre drohend erhobene Faust und drückte sie sanft hinunter. „Frau . . . Frau . . . wir müssen den Ewigen nicht nur für das Gute loben, das er uns schickt; auch für das Böse . . ."

Sie entriß ihm ihre Hand. „Auch für das Böse?" schäumte sie. „Auch für das unsinnig Grausame! Auch für das Niederträchtige, das nicht mehr gut zu machen

ist! Herrlich! Herrlich! Nun also ... du Wunderreicher, du Allmächtiger, du Ewiger ... ich lobe dich ... weil du mein Kind in die Hand der Feinde gegeben hast, ich lobe dich, weil du es geduldet hast, daß sie meinem Kind die Augen ausgestochen haben, ich lobe dich ... ich lobe dich ... ich verfluche dich aus meinem ganzen Herzen, ich verfluche dich, du Fluchbeladener, Heimtückischer, Treuloser, Launenhafter ... ich verfluche dich!" Sie konnte nicht weiter.

„Er wird dir verzeihen," sagte Manoah geduldig, „aus dir ... redet ..."

Sie empörte sich: „Verzeihen? Er ... mir?" Sie lachte mit verzerrtem Antlitz. „Du, dort oben!" Ihre Fäuste drohten wieder zum Himmel. „Du, dort oben ... stell' dich nicht taub ... ich will deine Verzeihung nicht! Hörst du! Ich speie drauf ... Ich verzeihe dir nicht. Ich dir nicht! So lang' ich lebe! Töte mich, wenn du mich hassest, wie ich dich hasse! Ich würde dich töten, wenn ich dich erreichen könnte ... Aber du bist ja sicher vor mir, in deiner feigen Unsterblichkeit! Schäme dich, du Allmächtiger! Allmächtig ... ja? Unter deinem Himmel dürfte kein Geschöpf das erleiden, was mein Kind erlitten hat, keines, was ich erleide ... ich spucke auf deine Allmacht ..."

Andächtig sprach Manoah: „Gottes Wege sind unerforschlich und dunkel."

„Warum?" Sie bebte vor Schmerz und Zorn. „Warum sind seine Wege nicht hell wie der Tag?

Warum unerforschlich? Wozu die Geheimnisse? Die Wichtigtuerei? Das bedeutet mir nichts! Das ist ein Spruch für Narren! Damit kann ich nichts anfangen! Sind wir kleine Kinder, die auf dem Boden kriechen? Es geht ums Leben! Um Simsons Augen geht's! Warum gibt er nicht Antwort? Ich will Antwort!"

„Wir sind kleine Kinder, die auf dem Boden kriechen ... vor ihm sind wir nichts anderes ..." Manoah murmelte vor sich hin.

Die Mutter nahm einen Krug, der auf der Bank stand, schleuderte ihn gegen die Mauer, daß er zerschellte. „Da!" rief sie, „das sind deine Gleichnisse ... hohl und leer, wenn sie gebraucht werden ... und Scherben, armselige Scherben, wenn man sie am wirklichen Gram erprobt ..." Sie ging rasch zu ihm und schüttelte den schwachen, dürren Greis: „Manoah," rief sie unter Tränen, „Manoah ... was ist mit dir? Bist du denn nicht verzweifelt? Hast du ihn denn nicht geliebt?"

Er sah ihr in die Augen und die Gewalt seines Kummers sprach mit stummer Beredsamkeit zu ihr.

„Manoah!" rief sie heftiger, „du hast immer gescholten, warst immer unzufrieden mit ihm ... warst immer voll Angst, voll Sorgen ... hast immer geschrien und gelärmt ... und jetzt ...?"

Er fuhr fort, ihr in die Augen zu schauen, mit einem Blick, der ihre erschütterte Zärtlichkeit hervorzwang.

„Du hast recht gehabt," schluchzte sie und ihre Hand

tastete scheu nach seiner schmalen, braunen, gefurchten Wange, „immer hast du recht gehabt . . . warum hat er nicht auf dich gehört . . .?“

„Gottes Fügung“, flüsterte Manoah und hielt ihre Augen mit den seinen fest.

„Aber jetzt . . . jetzt . . .?“ drängte sie.

Manoah senkte den Blick: „Zu spät!“

„Und diese Dirne hat ihn vernichtet . . .“

„Gottes Wille . . . Gottes Schickung . . .“, entschied Manoah, während Tränen in seine Augen traten.

Die Mutter preßte ihre Faust vor den Mund: „Nie werde ich mich fügen . . . nie . . . nie . . .“, sprach sie verzweifelt.

Manoah breitete die Arme: „Simson lebt! Der Name des Herrn sei gepriesen!“

Wochenlang strömte das Volk zur Tretmühle. Sie zogen aus Thimnath scharenweise heran, aus den fernsten Dörfern kamen sie mit Weib und Kind, drängten sich vor dem schmalen Eingang der finsteren Bude, um Simson zu sehen. Sie riefen ihren Schimpf und ihren Spott in die Dunkelheit der Tretmühle, beständiges Schnattern, Geschrei und Gelächter war da. Manchesmal gerieten die Männer in Zorn über Delila, dann wieder erboßten sich die Weiber gegen sie und es gab dann immer wüstes Lärmen. Simson hatte anfangs mit seiner Arbeit innegehalten, war im hintersten Winkel stehengeblieben, an

den Querbalken gelehnt. Delila ihm zur Seite. Aber sie trieben ihn hervor. Ehi kam und ließ die Peitsche auf Simsons Rücken und Brust knallen. „Vorwärts!“ schrie er, „hier wird nicht gefaulenzt! Vorwärts!“ Blutige Striemen zogen kreuz und quer über Simsons Leib. Des Nachts kühlte ihm Delila die brennenden Wunden mit nasser Erde. Seither ging Simson im Kreis der Mühle, unablässig, was auch geschah, wer immer auch kam, welch ein Tumult ihn auch umtobte. Stumm, in trotziger Geduld schritt er rundum, Delila neben ihm, die Hand auf seiner Schulter, das Haupt zu Boden gesenkt, stumm, in trotziger Verachtung der Menge.

Niemand war imstande, Simson ein Wort, einen Laut der Klage zu entlocken. Niemandem gönnte Delila ein Wort oder einen Blick.

Es geschah in dieser Zeit eines Tages, daß ein Haufen erbitterter Weiber über Delila herfiel. Sie rissen sie von Simsons Seite, zerrten sie hinaus, schlugen sie, zausten sie und hätten sie vielleicht getötet. Da wurde mit brüllendem Zuruf Ruhe geboten. Schwerter blitzten, Bewaffnete eilten heran, teilten den wirren, wild bewegten Menschenknäuel, und feierlich kam Ganna, gefolgt von ihren Frauen. Oft zog sie jetzt durch die Straßen von Gasa und überall, wo sie sich zeigte, lief das Volk zusammen, sank auf die Knie und jauchzte ihr zu. Sie genoß ihren Triumph, sie spiegelte sich in ihrem Ruhm, sie liebte es, als die Retterin gepriesen

zu werden. Still lag vor der Tretmühle die eben noch wütende Menge begeistert, unterwürfig zu ihren Füßen. „Retterin!“ jubelten die Weiber, „Befreierin!“ Und sie riefen laut: „Wer ist wie Ganna?“ Sie antworteten sich selbst im Chor: „Keine ist wie Ganna!“

Lange stand sie und schaute mit Blicken, die sich nicht enträtseln ließen, auf Simson, der angeschirrt schwer im Kreise ging, beide Hände gegen den Balken gestemmt, den er vor sich herschob; schaute auf das Mädchen an seiner Seite, das die Spuren gerade erlittener Mißhandlung an sich trug.

„Was habt ihr mit der dort getan?“ fragte Ganna streng. Niemand regte sich. Nur das Knarren der gedrehten Mühle war vernehmlich. Simson erschien und Delila, rastlos, im Ausschnitt der Türe, zog vorüber, tauchte in die Dämmerung, in die Finsternis des Raumes, erschien wieder und wieder, mit Delila, die neben ihm wanderte. Beide ganz eingehüllt in ihre Arbeit, in ihr Schicksal. Es war, als sei niemand zugegen, kein Volk, keine Schreier, keine Peiniger. Und keine Fürstin Ganna.

„Laßt diese dort in Ruhe!“ gebot Ganna, „versteht ihr? Gebt ihnen Ruhe! Ich will es!“

Dann rief sie, als beide wieder zum Tageslicht kamen, „Simson!“ Er schien sie nicht zu hören. Sie wartete, bis die beiden Gestalten in ihrem Rundgang wieder dem Dämmer entschritten, rief dann „Delila!“ Doch sie hatte schon einen Hauch von Mutlosigkeit in

der Stimme, Delila regte sich nicht, hielt in ihrem Schritt nicht inne, gab keine Antwort.

Ganna wurde klein. Sie verbarg das mit einem Lächeln. Sie wandte sich ab, als hätte sie anderswo zu tun, aber es war mehr eine Flucht als der fürstliche Zug einer Siegerin.

Abends im Finstern lagen Simson und Delila müde beieinander auf bloßer Erde. Ein Knistern und Trippeln umhuschte sie. Schnuppern und blasender Atem wehte ihnen ins Gesicht.

„Wer ist das?" fragte Simson.

„Ein Hund!" gab Delila Bescheid und wollte ihn verjagen. „Ksch! Ksch!" Sie klatschte in die Hände.

Simson hinderte sie. „Der Hund soll bleiben," bat er, „wir sind so allein!"

Er lockte: „Komm . . . komm zu mir . . . ja . . . komm nur . . ."

Der Hund geriet vor Freude außer sich. Simson spürte das Schlagen der heftig wedelnden Rute, er spürte den haarigen Leib, der sich ihm stürmisch an die Brust drängte. Er tastete nach ihm, hielt den Hund in den Armen und wie ihm der mit schlappender Zunge voll zärtlichem Eifer das Gesicht leckte, sprach Simson: „Wir sind doch nicht mehr so ganz verlassen . . . wir haben einen Freund . . ."

Der Hund hatte sich bei ihnen niedergelegt. Simson fuhr fort, ihn zu liebkosen. „Wer weiß, wie lange wir dich haben . . . was können wir dir auch bieten? . . .

unsere Freundschaft für deine . . . ist das genug . . .?"

Der Hund jaulte vor Wonne, wälzte sich auf den Rücken, stieß mit den Pfoten fröhlich nach Delila, die ihn streichelte, nach Simson, der ihm mit den Händen sanft über das Fell fuhr. „Das ist deine Brust . . .," sprach er, „das ist dein Hals . . . könnte ich dich nur sehen . . ."

„Es ist Nacht," beschwichtigte Delila, „auch ich sehe ihn nicht . . ."

Simson war ganz mit dem Hund beschäftigt: „Du bist zottig . . . du hast eine spitze Schnauze . . . und weiche Ohren . . . und mager bist du . . . mager . . ."

Sie schliefen ein. Der Hund drängte sich eng an Simson.

Des Morgens, als die Wächter kamen, um Simson an die Mühle zu ketten, war der Hund weg. Er zeigte sich den ganzen Tag nicht.

Abends, da sie allein waren, kam der Hund wieder. Stürmisch begrüßte er Simson, stürmisch Delila. Voll Freude fuhr er in der Tretmühle herum, sprang in alle Ecken, jagte durch alle Winkel, stieß kurze, jauchzende Laute aus, war wie einer, der endlich heimgefunden hat.

Simson hörte ihn, drehte sich überallhin nach ihm um, tappte nach ihm, wenn der Hund in seine Nähe kam, und lachte: „Ich freu' mich auch . . . weil du wieder da bist!"

Delila umarmte Simson und küßte ihn auf den Mund. „Gesegnet . . . du freust dich wieder! . . . Gesegnet! . . . Du hast wieder gelacht!"

Das Volk verlief sich mehr und mehr. Seit Ganna befohlen hatte, die beiden in Ruhe zu lassen, schwand der Reiz, den gefangenen Feind anzustarren. Das wurde langweilig. Simsons Erniedrigung war eine Alltäglichkeit geworden. Nur Ehis schadenfroher Haß kannte keine Ermüdung. Täglich kam Ehi, täglich stand er vor der Mühle, beschimpfte Simson, verhöhnte ihn und weidete sich am Anblick des Wehrlosen. Daß er ohne Antwort blieb, schien ihn nur stärker aufzuwiegeln. Immer feindseliger wurde er, immer wütender.

Er hatte sich bei Atargatis eingenistet, umschmeichelte die fette Frau, die seine Mutter hätte sein können, die seines Vaters Geliebte gewesen war, die voll Laster steckte und voll niedriger Begierden. Ehi gewann sie rasch und sie war willenlos in seinen Händen. Er ging müßig, putzte sich heraus, schwelgte die Nächte durch mit Atargatis, die ihn eifersüchtig bewachte. Er trank viel, benahm sich herausfordernd und herrisch, aber die Leute spotteten hinter ihm drein und lachten heimlich, wenn er tat, als habe er den Simson bezwungen und als sei er, Ehi, eigentlich der Befreier von Gasa. Tagsüber schlenderte er zur Tretmühle, um den Gefangenen zu peinigen. Immer hatte er eine Peitsche bei sich, eine feine, neue Peitsche, mit dünner, geknoteter Riemenschnur. Wenn er durch die Straßen schritt oder auch torkelte, ließ er sie laut knallen. Dabei rief er: „Das ist für Simson, für meinen Zugochsen! Das wird ihn

bändigen! Den kriege ich schon zahm." Aber er hatte Simson damit noch nie geschlagen, aus Angst vor Gannas Verbot.

Im Hause war er unterwürfig zu Kadita, die nun üppig die Herrin spielte. Zemeah kam zu ihr, denn sie hatte sich geweigert, im Palast zu wohnen. Auch Kadita empfand Scheu vor Ganna, mied ihre Nähe und hielt sich allein. Wenn Zemeah sie besitzen wollte, mußte er zu ihr kommen. Es hatte ihn Überwindung genug gekostet. Aber Kadita zeigte ihm, daß sie kein Kebsweib sei wie andere. Sie drohte, die Stadt zu verlassen. Sie sorgte dafür, daß er Kenntnis von ihren angeblichen Plänen erlangte. Es hieß, sie würde das Land verlassen, an die nahe Meeresküste reisen, wo ein fremdes Volk von reichen Seefahrern wohnte. Dort wollte sie, dank ihrer Unberührtheit und ihrem Reichtum, die Gattin eines Fürsten werden, oder eine Buhlerin von Königen. Nach einigen Tagen fügte sich Zemeah und kam. Auf dem Dach, wo Simson und Delila sich geliebt hatten, gab sie sich ihm hin. Nach langem Widerstreben, nach vielen kostbaren Geschenken, nach großen Opfern. Das Haus wurde fürstlich geschmückt, wunderbare Teppiche schützten das Dach vor zudringlichen Blicken. Daheim aber hatte Zemeah alle Kebsinnen verabschieden müssen. Kadita duldete keine und sie hatte ihre Späher im Palast. Zemeah fand in ihr eine Jungfrau und eine raffiniert Wissende, ein Kind und eine Meisterin der Sinne. Er war hingerissen und lebte wie in einem Rausch.

Ehi machte sich zum Sklaven der Kadita, die ihn

nicht zu bemerken schien. Er warf sich gelegentlich zum Hüter des Hauses auf, zum Wächter über alle Dienerinnen und Sklaven, die Kadita umgaben. Er belauerte das Gehen und Kommen Zemeahs, stellte sich eifrig, als müsse er den Fürsten empfangen, der ihn nie eines Blickes würdigte. Er horchte, wo er konnte, auf alles, was Kadita und Zemeah redeten.

Eines Tages hörte er Kadita sagen: „Dumm war es, den Simson in die Tretmühle zu stecken! Sehr dumm!" Sie nannte Gannas Namen nicht.

Zemeah antwortete: „Was sonst? Es läßt sich nichts Rechtes mit ihm anfangen. Und blind ist er auch noch!"

Kadita sprach hochmütig: „Hätte man mich gefragt! Aber mich hat man ja nicht gehört. Ich war ja nur diejenige, die ihn ausgeliefert hat."

Zemeah lachte: „Nun ... Liebling ... ich frage dich jetzt ..."

„Er ist ein wunderbarer Sänger," erklärte Kadita, „er hat eine Stimme wie kein anderer! Was für ein Spaß, wenn er im Tempel hätte singen müssen, zur Ehre Dagons ... oder bei unseren Festen ... zu unserem Vergnügen ..."

„Wahrhaftig!" stieß Zemeah hervor.

„Und denke dir," gurrte Kadita, „er ist blind, denke dir ... ein wunderbarer Sänger ... blind ... man braucht sich nicht vor ihm zu schämen ... denk' dir das aus ... er steht dort in der Ecke ... während wir ... und er singt ... zum Vergehen schön ..."

Zemeah riß sie in seine Arme.

Ehi schlich davon, holte die Peitsche und rannte zur Tretmühle.

„Bindet den Simson los!“ herrschte er die Priester an, „und gebt ihn mir. Befehl des Fürsten.“

Sie weigerten die Übergabe. Simson sei ihrer Obhut anvertraut.

„So kommt mit,“ rief er, „meinetwegen kommt mit!“

Er stellte sich in die Türöffnung und sah zu, wie Simson abgehalftert wurde.

Delila war erschrocken. „Was habt ihr mit ihm vor?“ fragte sie die Wächter.

Simson schwieg. Er hatte noch nie, seit er hier war, vor einem Menschen gesprochen.

Ehi lachte.

„Werdet ihr ihn töten?“ rief Delila verzweifelt.

Ehi lachte noch mehr. „Unsinn... töten! Singen soll er!“

Sie schaute in Simsons verschlossenes Antlitz.

„Er wird nicht singen . . .“, sagte sie traurig.

„Keine Sorge“, Ehis Peitsche knallte. „Er wird singen . . .“

Zwei Wächter führten ihn, an Stricken, die um seine Handgelenke gebunden waren. Delila folgte. Aber Ehi schritt voran. So zogen sie bei beginnender Abenddämmerung durch die engen Gassen. Das Volk lief zusammen. Ehi knallte laut mit der Peitsche und verkündete: „Simson wird singen! Haltet euch ruhig! Lärmt nicht. Es ist eine Überraschung.“

Der Zug kam mit dem gedämpften Geräusch schlürfender Schritte, flüsternder hastiger Reden beim Palast vorbei, gelangte auf den Platz vor dem Hause der Kadita, das einst Delila beherbergt hatte, und machte am Brunnen halt.

Ehi trat an Simson heran und befahl ihm: „Nun . . . singe . . .“

Simson schwieg.

„Fang endlich an, du Hund!“ knurrte Ehi.

Simson reckte sich, hob das augenlose Antlitz, als wolle er die scheidende Sonne suchen. Sein Mund blieb stumm.

Ehi tobte: „Stellt den Hund auf den Brunnen.“ Simson ließ es geschehen, daß sie ihn den Brunnenrand hinauf drängten. Er stand nun, erhöht über allem Volk. Seine aufwärts ruckende Stirne schien die Nacht, die ihn einhüllte, durchstoßen zu wollen. „Singe, du Niederträchtiger,“ raste Ehi, „dort oben erwartet der Fürst deine Stimme!“

Delila blickte hinauf zu dem Haus, das einst die Stätte ihres Glückes gewesen. Droben, von dem jetzt köstlich geschmückten Dach schaute Zemeah herunter und Kadita! Kadita! Mühsam erstickte Delila den Schrei, der aus ihrem Herzen aufsteigen wollte. Sie kehrte sich weg. Sie sah die Menge nicht, sie sah Ganna nicht, die Wandernde, die mit ihrem Gefolge herangekommen war, nicht das Haus ihrer Kindheit und ihrer Liebe, nicht Zemeah und die ungetreue Schwester. Nur Simson sah sie, der über ihr und über allen stand, der ihr herrlich war, auch als Ge-

fangener, unbesiegbar, auch als Unterworfener, strahlend auch als Blinder.

Sie hörte Gannas strenge Stimme: „Was treibt ihr mit diesem Mann?"

Sie hörte Ehis Wutkreischen: „Er soll singen!"

Simson schwieg.

Ehi hob die Peitsche und ein blitzschneller Schlag fuhr in Simsons Gesicht, zeichnete auf Stirn und Wangen die rote Striemenspur, während Ehi brüllte: „Hund, verfluchter!"

Simson zuckte. Seine Lippen öffneten sich. Seine Stimme brach hervor, ein entfesseltes Element. Alle erstarrten und standen ohne Bewegung, wie sein Gesang über ihre Häupter hinströmte und zum Himmel stieg: „Gott . . . oh mein Gott . . .," sang er, „Ewiger . . . Allmächtiger . . . Unsichtbarer . . . ich . . . der ich elend bin . . . ein Verfluchter . . . ich sehe dich!" Seine Stimme schwoll überwältigend. „Ich habe gesündigt . . . aber ich büße meine Sünde . . . das weißt du . . . mein Herr . . . du weißt . . . wie ich büße . . ."

Besinnungsloses Weinen heulte vom Dache her schneidend in Simsons Gesang. Kadita war dort oben zusammengestürzt und wand sich in Krämpfen.

Das Volk stand erschüttert, ohne Fassung. Viele hatten zu weinen begonnen, viele schluchzten laut auf.

Vom Dache her schrie Zemeah bestürzt: „Er soll still sein!"

Simson sang weiter.

Ganna war leichenblaß geworden, wandte sich zu Chi und begehrte hastig: „Gib her!“ Sie riß ihm die Peitsche aus der Hand und schlug ihn damit ins Gesicht, zweimal, dreimal. „Da!“ rief sie mit vergehendem Atem. „Da, für den Gesang!“

Chi taumelte, blutüberströmt.

Simson sang weiter und niemand wußte Rat, was gegen die vernichtende Gewalt dieser Stimme zu tun sei.

Ganna schrie und ihre Hände fuhren mit irren Bewegungen durch die Luft: „Führt ihn weg! Rasch! Rasch! Führt ihn weg!“

Die Priester zerrten Simson vom Brunnenrand. Er folgte willig. Aber er sang weiter.

Alle blieben stehen, keiner wagte sich von der Stelle, während Simson durch die leeren Gassen schritt, geleitet von den Priestern, gefolgt von Delila, singend.

Sie hörten ihn noch von ferne, als er in die Tretmühle gestoßen wurde.

Von diesem Tag an blieb er wieder stumm.

Die Leute in Gasa jedoch fürchteten seine Stimme, gingen wochenlang ängstlich umher, beklommen und verwirrt. Er hatte sie besiegt, vollständiger als je vorher durch körperliche Gewalt. Das fühlten sie undeutlich, vermieden es, von ihm zu sprechen, und mieden auch den Ort, wo er, gefangen, arbeitete.

Niemand war bei Simson und Delila, als die Wächter,

die sich nun selbst abseits hielten, und der Hund, der Abend für Abend zu den beiden sich gesellte. Sie warteten schon auf ihn, und sie freuten sich alle drei, beisammen zu sein.

„Wo bleibt unser Freund?" konnte Simson ungeduldig sagen.

Wenn dann Delila, die in der Türöffnung stand und Ausschau hielt, rief: „Dort kommt er!", lachte Simson wie ein kleiner Junge.

Dann fuhr der Hund herein, sprang mit geschleuderten Sätzen Simson gegen die Brust, jaulte und jappte jubelnde kleine Laute, sprang an Delila empor, daß sie taumelte, sauste im finsteren Raum der Tretmühle umher und beruhigte sich erst langsam, war aber immer bereit, in stürmische Zärtlichkeiten auszubrechen.

So feierten die drei jeden Abend ein frohes Fest des Wiedersehens.

Einmal hielt Simson den Kopf des Hundes in beiden Händen. Das Tier saß still vor ihm, schmiegte sich an seinen Leib und seufzte oft und tief vor Behagen.

Da sprach Simson: „Ehi glaubt, mich zu beschimpfen, wenn er mich einen Hund nennt . . . auch ich . . . auch ich habe Menschen Hund geschimpft . . . nein . . . ich habe geglaubt, daß ich sie schimpfe . . . wenn ich sie Hund nenne!" Er wiegte den Kopf des Tieres in seinen Händen, tastete die warmen, weichen Lefzen entlang, spürte die kalte Nase, strich die lange Stirn hinauf, das kurzhaarige, glattseidene Fell bis zu den Ohren. Der Hund hielt still,

drückte sich nur noch enger an Simson und versuchte, ihn mit der Zunge zu küssen.

„Was wissen wir Menschen von uns?" sagte Simson vor sich hin. „Was wissen wir überhaupt von den lebenden Geschöpfen . . .?"

Eines Nachts aber, als sie alle drei schliefen, erwachte Delila plötzlich unter dem Griff einer fremden Faust. Ein Mann war über ihr. Seine Hände wühlten an ihrer Brust, seine Knie stemmten sich zwischen ihre Schenkel.

„Du mußt!" keuchte er, „du mußt, oder ich erwürg' dich!"

Sie schlug nach ihm, bäumte sich wild, suchte sein Gesicht, seine Augen mit den Fingern zu erreichen. Er hielt ihr den Mund zu. „Ehi!" röchelte sie noch.

Eisern lag er auf ihr. „Ja, Ehi", zischte er ihr zu und sein Atem, dem Geruch des Weines entquoll, betäubte sie beinahe. „Ja, ich bin's . . . und du wirst nicht schreien . . . du wirst ihn nicht wecken . . . bis nachher!" Er war betrunken. „Nachher . . .," er legte sein Gesicht an das ihre, „nachher wecke ich ihn selbst . . . nachher soll er's von mir erfahren . . . daß du mein Schätzchen bist . . ."

Sie kämpften miteinander. Delila in wütender Empörung, rasend vor Abscheu; doch halb erdrosselt, schwanden ihr die Kräfte. Ehi mit wachsender Begierde, die am Leib des widerstrebenden Weibes sich entzündet hatte und die seinen heißen Wunsch, Simson Schmach anzutun, bis zur Ekstase hochtrieb.

Da schlich der Hund herzu, schnupperte an den zweien,

die sich ringend wälzten, witterte den fremden Mann, begriff den Feind und begann zu knurren.

Von der kalten Nase angerührt, zuckte Ehi und schlug nach dem Hund. Delilas Lippen wurden frei, sie schrie laut: „Simson!" Der Hund bellte zornig, kampfbereit, und Simson erwachte.

„Faß' ihn", schrie Delila dem Hund zu. „Was gibt es?" rief Simson, der irr umhertastete.

„Verdammte Bestie!" wütete Ehi.

„Bestie du selbst! Du Verdammter!" fauchte Delila.

Und zwischen dem knurrenden Bellen des Hundes, das zornig und wild alles übertönte, rief sie: „Ehi ist da! Ehi!"

Ein Stöhnen kam aus Simsons Brust: „Wo?"

Der Hund hatte Ehi am Kleid gefaßt, hatte es zerfetzt und hing ihm nun, festgebissen, an der Wade.

„Da," rief Delila, die aufgesprungen war, „da!" Sie griff ins Finstere, erreichte Simsons Arm und lenkte ihn.

Simson warf sich über Ehi, der auf dem Boden lag und sich gegen den Hund mit Faustbieben zu wehren suchte.

Simsons Hände suchten am Körper Ehis. Er preßte ihn nieder, er fand den Hals des wie wahnsinnig um sich Schlagenden. Er würgte ihn und hatte nur die zwei Worte dabei: „Meine Augen!" Dumpf, inbrünstig, wie aus letzter, nach Erlösung verschmachteter Not: „Meine Augen!"

Ehi war nüchtern geworden. Es gelang ihm einmal noch, den Druck von Simsons Hand an seiner Kehle zu lockern. „Hilfe!" schrie er gellend. Ihm blitzte die Todesgefahr

durch das Hirn. Er war verloren hier in den Fäusten des von ihm geschändeten Simson, in den Händen des Weibes, das er eben hatte schänden wollen, und unter den Bissen des Hundes, der ihm die Schenkel zerfleischte. „Hilfe!"

Mit Fackeln kamen die Wächter herein. Sie entrissen Ehi der Wut des Simson. Sie hörten von Delila, was sich begeben hatte. Scheltend hoben sie Ehi, der nicht stehen konnte, vom Boden auf. Das Blut tropfte aus seinen Wunden, als sie ihn forttrugen.

In der Stadt verbreitete sich die Kunde des Geschehenen mit Schnelligkeit. Ehi konnte nicht leugnen, nicht lügen, konnte dem Vorfall keine andere Deutung geben. Er lag im Hause der Kadita, in der Kammer, und Atargatis pflegte ihn, duldete die böse Laune, die Zornausbrüche, die so schmähliches Mißlingen in Ehi hervorrief. Sie lauschte mit kindlichen Unschuldsmienen den Erzählungen des Kranken. Er rechtfertigte sich vor diesem alternden Weib, er band ihr Märchen auf, er hoffte, sie werde ihrer Tochter, werde den Nachbarinnen von allem berichten. Aber Atargatis, die ihn gelobt, die ihn bewundert hatte, während er sprach, die ihm dabei viele herausfordernde Zärtlichkeiten erwies, schien im Nu alles wieder zu vergessen. Wenn er das merkte, tobte er gegen sie und schlug nach ihr.

Draußen, vor dem Hause und in allen Gassen ging der Schimpf gegen Ehi um. Er konnte bis in seine Kammer hören, wie sie ihn verhöhnten, wie sie ihn verachteten, wie sie ihm, lachend oder entrüstet, seine Niederlage gönnten. Dieser Bursche hatte sich mit seiner Wichtigtuerei lästig gemacht. Er war schuld daran, daß Simsons Gesang die Stadt niedergeschmettert hatte. Er war es, der dem Gefangenen jetzt wieder zu einem neuen Sieg verhelfen konnte. Nur aus Mutwillen, aus Haß und Ehrgeiz. Warum gab er keine Ruhe?

Von den Männern meinten einige, Simson solle getötet werden. Es sei das Sicherste. Einige der Weiber begehrten, daß man Delila umbringe. Sie habe den Ehi wohl an sich gelockt. Vielleicht, um sich ihm hinzugeben, vielleicht, um ihn der Rache Simsons auszuliefern. Wer konnte das wissen? Schuldlos war sie keinesfalls.

Zemeah entschied: „Alle beide müssen hin werden . . ."

Kadita fuhr ihn an: „Wag' das nicht! Ich gehe fort, wenn das geschieht. Noch ehe das geschieht, bin ich nicht mehr da!"

Erschreckt begab sich Zemeah zu Ganna. Sie war jetzt sanft und leicht gerührt. Sie verhielt sich kühl zu Zemeah, doch nicht unfreundlich. Eine seltsame Spannung schwebte zwischen ihnen, doch nicht Zemeahs Leidenschaft für Kadita war der Grund. Davon sprachen sie niemals. Aber auch sonst fiel kein Wort, um die

Spannung zu lösen, die sie beide spürten, die sie nicht recht begriffen, die ihnen aber beiden Unbehagen und irgendwie Beschämung war.

„Was soll ich tun?“ fragte Zemeah. „Es sind Leute da, die den Tod Simsons verlangen, andere wieder fordern, daß Delila . . .“ Er stockte.

Ganna sah ihn mit einem milden, traurigen Blick an.

„Ich denke,“ brachte er zögernd hervor, „ich werde alle zwei . . .“

Ganna unterbrach ihn: „Du vergißt . . . er ist mein Gefangener . . .“ Sie lächelte: „Mit Ehi kannst du verfahren nach Belieben. Was wirst du mit dem Halunken anfangen?“

Er überhörte die Frage und runzelte die Stirn: „Wichtig ist, was mit Simson geschieht . . . und mit ihr . . . mit seiner . . .“

Ganna lächelte wieder: „Ich habe schon Befehl gegeben. Ein Gitter wird gezogen rund um die Tretmühle.“

Zemeah staunte.

„Ja . . .,“ sagte Ganna, „das fehlt, das haben wir vergessen . . . ein festes, versperrbares Gitter . . . das ihn absondert . . .“ Sie blickte ins Leere. „Und das ihn vor solchen Überfällen schützt . . .“ Sie schloß die Augen: „Auch jede Flucht ist dann unmöglich.“

Das Gitter wurde errichtet. Fest und hoch, aus dicht gefügten Baumstämmen. Viele Sklaven arbeiteten hastig daran. Und als es nach wenigen Tagen fertig war, als die schwere Türe versperrt wurde, saß der Hund des Abends

davor, ausgeschlossen, und wartete. Die Dunkelheit sank nieder. Der Hund begann zu winseln. Bittend, flehend, vorwurfsvoll, immer ungeduldiger. Dann kratzte er an den Balken, eilig, mit ohnmächtigen Pfoten.

Simson sprach zu ihm, leise, zärtlich: „Ja, was sollen wir tun? Sehnst du dich nach uns? Du Guter! Wir sehnen uns auch nach dir! Was für eine Nacht wird das sein, ohne dich . . .?"

Der Hund winselte, kratzte, wurde ganz still, saß auf den Hinterbeinen und lauschte mit gespitzten Ohren, mit beständig gedrehtem Kopf der Stimme Simsons. Manchesmal klopfte seine Rute in heftigem Wedeln den Boden. Manchmal entfuhr ihm ein hohes kurzes Bellen.

Delila rief die Wächter und bat: „Laßt doch den Hund herein!"

„Ach was!" murrten die und entfernten sich scheltend.

Die Nacht rückte vor. Der Hund wich nicht von der Stelle. Er saß draußen und heulte laut. Es waren lang hingezogene Töne, in denen kein Vorwurf klang, nur tiefe Traurigkeit, nur schmerzliche Sehnsucht. Sie brachen wie in einem Schluchzen ab, wenn dem Hund der Atem verging, sie setzten gleich wieder ein, lang hingezogen, trauervoll, sehnsüchtig. Aus ihrer Eintönigkeit sprach ein ganz einfaches Gefühl, aber ein starkes und echtes Gefühl.

Andere Hunde in der Nachbarschaft fingen zu bellen an, mitleidige unter ihnen heulten, ihr vielfach vereinter Jammer klang zum Himmel.

„Schrecklich! Schrecklich!“ flüsterte Simson.

Delila saß bei ihm und tröstete ihn, der beinahe die Fassung verlor. „Sei ruhig, Geliebter, . . . es sind ja nur Tiere . . . unvernünftige Tiere . . .“

Simson seufzte: „Jetzt . . . klagen sie die Menschen an vor Gott!“

Delila streichelte ihm das Haar: „Aber . . . aber . . .“

„Unvernünftige Tiere . . .,“ sprach er leise, „was ist Vernunft? Was ist sie wert . . .? Kann man diese Stimmen anhören . . . und stolz sein auf die Vernunft, die man besitzt . . . wohin bin ich geraten mit all meiner Vernunft?“

Die Wächter kamen, warfen mit Steinen nach dem Hund und verscheuchten ihn. Es wurde Ruhe.

„Komm . . .,“ bat Delila, „komm schlafen . . . nun ist alles gut . . .“

Simson weigerte sich: „Ich kann nicht schlafen . . . ich kann nicht! . . . Wieso ist denn alles gut? Weil der Arme da draußen weggejagt ist und schweigt? Nichts ist gut! Wie soll es denn gut sein? Wo ist er jetzt? Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß er unglücklich ist . . . um meinetwillen . . . wie soll ich da schlafen . . .?“

Er verbarg seinen Kopf in den Händen. „Unvernünftige Tiere, sagst du“, begann er wieder. „Gute Delila . . . wie ist das? Unschuldig sind sie doch, nicht wahr, auf jeden Fall unschuldig?“

Delila, an ihn gelehnt, hielt ihn zärtlich umfangen

und antwortete: „Ja . . . sie sind unschuldig . . ."

Simson grübelte: „Nie hab' ich daran gedacht . . . nie in meinem ganzen Leben . . . aber jetzt . . . wie ist das? Warum müssen die Tiere elend werden und Qualen leiden . . . ? Immer, wenn sie mit uns in Berührung kommen. Weil wir vernünftig sind? . . . Sind wir vernünftig? Wirklich . . .?"

Sie schmiegte sich fester an ihn: „Das hat Gott so gefügt, Geliebter . . ."

Heftig wandte er sich zu ihr: „Nein!" Er breitete die Arme. „Nein! Das ist nicht sein Wille! Es war ja auch nicht sein Wille, sondern der meine, daß ich von ihm abfiel und mein Geheimnis, seines . . . unser Geheimnis verriet! Nein . . . nein!" Er lenkte davon rasch ab. „Nein, wir Menschen sind es . . . wir sind so grausam gegen das Tier, als ob kein Gott lebte . . ." Er sprang auf: „Oh . . . Allmächtiger! Was hab' ich mit den Füchsen und Schakalen getan . . . damals . . . da ich die Felder verbrannte . . . was hab' ich mit den armen, unglücklichen Tieren angefangen!" Er rang die Hände in Verzweiflung.

In seinem Gedächtnis erwachte alles wieder, das Knurren und Wimmern, das erstickende, verröchelnde Atmen der Tiere, die er gefangen hatte. Das Sträuben ihrer warmen, gesunden Leiber fühlte er in seinen Händen, sah ihre gehobenen Lefzen, ihre angstvollen, entsetzten Augen, hörte das Knacken der Kinnladen, die unter seinen Griffen zerbrachen, sah sie vom Feuerbrand ge-

peinigt, aneinandergebunden, unbeholfen querfeldein rasen.

Stöhnend warf er sich zu Boden.

Da sprang der Hund heran, mit Jappen, Keuchen, mit heiser jubelnden Lauten stürzte er über Simson her, außer sich vor Freude.

Er hatte sich an der anderen Seite des Gitters, hinter der Tretmühle mit dem Aufgebot aller seiner Kraft ein Loch gescharrt, einen Zugang gegraben; er war hereingeschlüpft, lag nun zwischen Simson und Delila, hatte sie beide stürmisch liebkost; jetzt aber hing ihm die Zunge weit aus dem Maul, sein Atem flog in raschen Stößen, er war so erschöpft, daß er kaum zu wedeln vermochte.

Simsons Hand ruhte auf der bebenden Flanke des Hundes.

„Ich danke dir, Ewiger, mein Gott," sprach er andächtig, „reich bin ich! Nie im Leben habe ich einen Freund gehabt . . . nun habe ich eine treue Geliebte . . . und habe einen Freund . . ."

Der Hund verließ den Umkreis des Gitters nur noch selten. Ab und zu einmal kroch er durch jenes Loch hinaus, blieb einen halben Tag oder einen ganzen fort und kehrte auf demselben Weg wieder zurück. Die Wächter staunten nicht über seine Gegenwart, sie dachten kaum darüber nach, wie der Hund hereingekommen sei. Sie duldeten ihn und sie gewöhnten sich, den Hund in der Tretmühle stundenlang hinter Simson und Delila ein-

hertrotten zu sehen. Stundenlang lag er dann auch ausgestreckt vor dem Eingang in der Sonne.

Aber Simson begann nun zu singen. Seine Stimme klang hell, war von Dankbarkeit, von Ergebung und von einem innigen Empfinden so sehr durchströmt, daß sie Zuversicht verbreitete, zwingend, anfeuernd, belebend, genau so mächtig, wie damals auf jenem Brunnenrand hoffnungslose Trauer von ihr ausgegangen war.

Man vernahm ihn weit in der Stadt. Wenn sein Lied erklang, winkten die Leute einander zu: „Er singt!"

Wenn er schwieg, fehlte ihnen etwas, wovon ihr Dasein erfrischt wurde. Sie sahen einander an und sagten: „Man hat ihn heute noch nicht gehört!"

Des Abends, wenn er abgehalftert war, die Wächter sich entfernt hatten und sie allein blieben, trug er Delila wieder auf seinen Armen, wie einst, und sang dabei, nicht so heiter wie einst, aber inniger, gelinder, demütiger. Sie lag an seiner Brust und manchmal weinte sie, Tränen eines wehmütigen Glückes. Der Hund ging dicht an Simsons Seite, die Nase an Simsons Beinen. Er war der einzige von den dreien, der sich ohne Wunsch und ohne Reue selig fühlte.

In der letzten Zeit jedoch ließ Simson viele Abendstunden verstreichen und die Leute in Gasa warteten vergeblich auf seinen Gesang. Dann blieb er im Dunkel der Tretmühle oder saß draußen, an der Schwelle, hielt Delila auf seinen Knien, hatte den Hund neben sich, schwieg und seufzte nur von Zeit zu Zeit.

Einmal sprach er vor sich hin: „Erwählt war ich ... erwählt ... und bin in die Irre geraten ...“ Kein Wort kam an diesem Abend mehr über seine Lippen.

Ein anderes Mal stöhnte er: „Mutter ...“ Und schwieg. Dann, vor dem Einschlafen murmelte er noch: „Vater ... Vater!“, seufzte tief und schwieg.

Delila wagte es am nächsten Abend, als er sie wieder auf seinen Knien wiegte: „Hast du Sehnsucht ... nach Hause ...?“

Er antwortete ruhig, doch sie sah, wie es in seinem Antlitz zuckte: „Immer hab' ich Sehnsucht ... immer ... ich habe geglaubt, das wird vergehen ... aber, ich weiß nicht, was mit mir ist ... es bohrt ... es wühlt ... mehr denn je ... und es schmerzt immer ärger ...“ Er brach aus: „Ich sehne mich nach einem Gang ... hügelabwärts von Gasa ... durch die Obstbäume und Weingärten ... durch die Felder ... heimwärts ... über mir der Vogelflug, der blaue Himmel ... der blaue Himmel ... und die Sonne!“

Er schwieg, konnte nicht weitersprechen.

Delila dachte, wäre er doch willig gewesen, als ich ihn bat, mich in sein Land zu nehmen. Aber sie sagte nichts. Sie griff nach seinen Händen, führte sie an ihren Mund und preßte ihre Lippen darauf.

Er begann wieder zu sprechen, schwer und stockend: „Einmal noch die Stimme meines Vaters hören ... diese kleine jämmerliche Stimme ... die soviel Wahrheit so aufreizend zerzupft hat ... oh, wie ist diese Stimme

in mir lebendig . . . wie liebe ich sie jetzt, diese Stimme, und diesen kleinen alten Mann, der so vernünftig gewesen ist . . ."

Sein Ton veränderte sich: „ . . . und die Mutter . . . einmal noch ihre Hände fühlen auf meinem Haupt . . . ihre gesegneten Hände . . ." Er hielt das Schluchzen gewaltsam nieder. „Nie . . . nie . . . nie will ich vor sie hintreten, vor die Mutter, vor den Vater . . . nie . . . nie wieder!" Es war leidenschaftlicher Entschluß in seinen Worten. „Nie wieder! Ich schäme mich! Ich schäme mich!"

Tage vergingen. Simson blieb stumm.

Ein Abend kam, da betrachtete ihn Delila, als sie wieder auf seinen Knien lag; betrachtete ihn genauer, erhob sich, saß aufrecht, schlang ihre Hände um seinen Hals und flüsterte ihm zu, lachend, weinend vor Freude: „Geliebter . . . dein Haar hat wieder die alte Fülle . . . dein Bart ist wieder so dicht und lang wie früher . . . Simson . . . Geliebter . . ."

Er lächelte bitter: „Ich weiß es."

Sie jubelte: „Deine Kraft ist zurückgekehrt . . . deine wunderbare Kraft . . . weißt du auch das?"

Er drückte Delila sanft an sich: „Sei still . . . ich bitte dich . . . sei still! Ja, Kind, ich weiß, daß ich stark bin wie einst . . . ich fühle die gleiche Kraft in mir . . . wie vordem! Aber . . .," er zauderte, „aber . . . was soll ich damit? Was ist Kraft allein?"

„Du kannst deinen Kerker sprengen!" rief sie.

Er holte tief Atem: „Und dann? . . . Gewiß . . . ich

kann alles in Stücke schlagen, was mich hier gefangenhält . . . ich kann frei sein! Gewiß! Bin ich dann frei? Wirklich frei? Bloße Kraft . . . Geliebte . . . ist blind . . . wie ich blind bin . . .“ Er ließ sie los, hob das Haupt und legte die Hand an seine Stirne: „Von mir ist der Geist gewichen, wenn er mich je wahrhaft erfüllt hat . . . ich muß warten . . . ich, der ich nie auf die rechte Stunde gewartet habe. . .!“ Er stand auf und breitete die Arme: „Allmächtiger . . . erbarme dich meiner . . . ich will still sein und warten!“

Ein großes Fest wurde in Gasa gerüstet.

Zemeah vermählte sich mit Kadita. Sie hatte es erkämpft, erschlichen, erpreßt und ertrotzt. Nun war sie am Ziel. Sie würde Fürstin sein neben Ganna, und diese hatte zugestimmt. Nach langer, zäher Gegenwehr, nach harten Forderungen, die erfüllt, nach schwierigen Verträgen, die geschlossen und beschworen wurden.

Diese Heirat, bevor sie noch vollzogen wurde, spaltete die Einwohner Gasas in zwei Parteien. Doch der Anhang Gannas war beträchtlich und stark. Immer noch galt sie als die Befreierin der Stadt. Vergebens machten die anderen, von Zemeah, Kadita und Chi bewogen, geltend, daß Kadita es gewesen sei, die den Simson in die Gefangenschaft geliefert habe, das half nichts. In den Augen des Volkes blieb Ganna die Bezwingerin des gewaltigen Feindes.

Sie war selbst davon überzeugt. Deshalb hatte sie auch verlangt, daß Simson zu dem Fest herbeigeführt werde. Dort oben in der Versammlungshalle, hoch auf dem Sockel, zwischen den beiden Tragsäulen sollte er stehen und singen.

Kadita widersetzte sich mit aller Heftigkeit. Sie mochte Simson nicht sehen. Sie mochte seinen Anblick nicht ertragen, konnte seine Stimme nicht hören.

Zemeah hatte schwere Zeiten. Er schwankte hin und her zwischen den beiden Frauen, die einander seit dem Tag von Simsons Fall weder gesehen noch gesprochen hatten. Er ließ die wilden Auftritte über sich ergehen, die Kadita ihm bereitete, er duldete den kühlen Hohn, mit dem Ganna, der er immer noch verfallen war, ihn abwies. Kadita schrie, heulte, schimpfte, brachte tausend Gründe vor, warum es geboten sei, den Gefangenen in seiner Tretmühle zu lassen, ihn dem Volke nicht zu zeigen, auf seine Gegenwart, die immer Unheil bringe, zu verzichten. Ganna blieb unerbittlich. Gerade der Gefangene dürfe nicht fehlen, ihr Gefangener! An diesem Tage, an dem sie eine andere Fürstin neben sich auf den Thron ließ, mußte Simson dem Volk gezeigt werden. Dort oben, zwischen den Säulen müsse er stehen, mochte er nun singen oder nicht, das werde sich finden, aber sehen sollten ihn alle.

Ganna siegte mit der Drohung, sie sei sonst fest entschlossen, der Hochzeit fernzubleiben. Das aber war gefährlich. Kadita gab nach. Sie stellte nur eine einzige

Bedingung, Ganna möge sie am Vortage der Hochzeit empfangen. Lachend willigte Ganna ein. Kaditas Besuch im Palast hatte feierlich stattgefunden und demütigend für Kadita geendet. Das aber wußten nur die beiden Frauen selbst, die geborene Fürstin, die dem Mädchen aus dem Volke seine niedere Herkunft bitter zu fühlen gab, und Kadita, die gar nicht dazu gelangte, über ihren Aufstieg zu triumphieren, so verwirrt und fassungslos war sie.

Doch jetzt begann die Hochzeit. Alles Volk drängte in die große Versammlungshalle. Sie kamen von Thimnath, waren aus den entlegensten Dörfern herbeigewandert, wie einst, als es galt, den überwältigten Simson zu sehen. Am hellen, heißen Mittag fing das Fest an. Immer dichter füllte sich die weite Halle. Sie aßen von den Hammeln und Rindern, die draußen an offenen Feuern brieten, sie betranken sich am Wein, der aus unzähligen Schläuchen floß. Sie lärmten, johlten und tanzten, zu Klumpen geballt, auf einem Fleck, denn es war bald kein Platz mehr, um sich freier zu bewegen.

Ehi war wieder geschäftig, war wieder übermütig und trug die Nase hoch. Diese Heirat machte ihn zum reichen Mann. Denn Atargatis bekam das geschmückte Haus, das die Tochter nun verließ, bekam alle Sklaven und Sklavinnen, dazu noch Schätze an Gold und Edelsteinen. Er aber, Ehi, bekam Atargatis. Daß Simson dort oben stehen werde, zwischen den Säulen, verdroß ihn. Heute aber hatte er einen Einfall, der ihn froh werden und lachen ließ.

Er rief vier Bewaffnete und befahl ihnen: „Geht hinunter ins Land der Hebräer. Ihr kennt das Haus des Manoah! Nehmt die Eltern des Simson, legt ihnen Stricke um den Hals und bringt sie her! Spuket euch! Wenn das Fest so recht in Schwung ist, könnt ihr zurück sein!"

Die vier Männer schritten eilig davon.

Als Manoah sie kommen sah, lief er ihnen erschrocken entgegen: „Ist er tot?" jammerte er.

„Nein!" antwortete der Anführer. „Aber du mußt mit, du und die Alte!"

Manoah zitterte: „Liegt er im Sterben . . . ?"

„Unsinn!" knurrte der Mann. „Er ist frisch und gesund, soviel ich weiß!"

Die Mutter war ohne Regung dagestanden, wie eine Bildsäule. Nur ihre beredsamen Augen, dunkel lodernd, musterten die Bewaffneten: „Was sollen wir dort?" fragte ihre feste Stimme. „Verlangt er nach uns?"

Der Anführer lachte: „Dann würden wir euch nicht holen!"

Die Mutter nickte: „Das denke ich auch!"

„Genug geschwatzt," rief der Anführer, „vorwärts!"

Die Mutter wiederholte gebieterisch: „Was sollen wir dort?"

„Dabei sein!" brüllte ihr der Anführer ins Gesicht. „Dabei sein, wenn euer Sohn unserem Ergötzen dient!"

Ihr wich das Blut aus den Wangen.

Er lachte: „Wir haben mehr Spaß, wenn ihr dabei seid! Also vorwärts!“

Mit bleichem Antlitz sagte sie still und entschlossen: „Ich gehe nicht!“

Der Bewaffnete packte sie hart an der Schulter: „Hoho! Du wirst schon gehen . . . Alte!“

Manoah sprang hinzu: „Ich bitte dich, Frau,“ bettelte er, „widersetze dich nicht . . . ich flehe dich an . . . es ist ja vergeblich . . .“

„Die Stricke her!“ gebot der Anführer. Und während der Mutter die Schlinge um den Hals geworfen wurde, redete Manoah mit hastigen Gebärden: „Wir werden ihn sehen . . . was für ein Glück in unserem Elend . . . unseren Sohn wiedersehen!“

Die Mutter wehrte sich gegen die Fessel, die ihren Hals umschnürte: „Ich will ihn nicht sehen in Erniedrigung! Ich will nicht! Ich will nicht!“

Als Manoah der Strick übergeworfen werden sollte, war er demütig: „Wozu der Strick? Ich bin alt und schwach und ich gehe gern mit euch!“

Die Bewaffneten lachten; sie legten ihm die Schlinge um und ließen das Ende baumeln: „Lauf also frei mit uns.“

Einer sagte: „Der Stier ist zahm . . . aber die Kuh ist wild.“

Und sie zerrten die Mutter davon.

Manoah trippelte nebenher. „Gib dich drein,“ sprach er trübselig, „hör' auf mich, Frau . . . laß dich nicht

schleppen ... laß es mich nicht erleben, daß sie dich schlagen!"

Die Mutter folgte, zögernd, das Haupt aufrecht, das Seil zwischen ihr und dem Mann, der sie führte, blieb straff gespannt.

Manoah sprach mit unendlicher Trauer: „Wir sind geschlagen ... auch so ... wir alle sind geschlagen ..."

Die Mutter schwieg.

Er fuhr fort: „Immer und immer wird der Strick um unseren Hals sein ... immer und immer ... wird die rohe Hand der anderen uns lenken ... als wären wir Vieh ... oder Auswurf ..."

Die Mutter hörte ihn, der dicht bei ihr war. Ihr Mund war verschlossen.

Manoah ließ nicht ab zu reden: „Es ist ein fluchbeladener Segen, den wir tragen ... aber es bleibt ein Segen! Ein gepriesener Segen!" Seine dünne Stimme senkte sich, wie stets, wenn Begeisterung ihn ergriff, und wurde tief: „Wir haben das Licht der Welt, darum müssen wir leiden, solange es dunkel ist, wir haben die Weisheit der Welt ... darum müssen wir Mißhandlung dulden, solange die Dummheit herrscht ... wir bringen die Befreiung der Welt ... darum werden wir verfolgt, solange es Knechtschaft gibt ..."

„Ha!" Ein kurzes Lachen klang von den Lippen der Mutter.

Manoah sah sie an: „Weise ist der Allmächtige ...," flüsterte er mitleidig, „unergründlich weise ... daß er

uns all diese Martern, all diese Demütigungen auferlegt ... denn wohin würde unser Hochmut wachsen ... wohin?"

Da fing die Mutter an, mit ihrem festen, entschlossenen Ton, unter dem sie ihre Schmerzzerrissenheit verbarg: „Wenn ich noch beten könnte zu diesem nichtswürdigen Gott ..."

„Frau!" schrie Manoah auf.

„Wenn ich noch Achtung für ihn übrig hätte," sprach sie unbekümmert weiter, „ich würde ihn anflehen, ich würde ihn auf meinen Knien anflehen, daß er mich sterben läßt, unterwegs ... mich, oder Simson ...!"

„Frau! Frau!" rief Manoah entsetzt.

Sie schaute gerade aus: „Ja ... sterben ...! Nur sehen will ich ihn nicht! So nicht. Nicht so!" Ihre Augen glänzten feucht. Sie verstummte und schritt langsamer.

„Ich aber," sagte Manoah leise, „ich kann es nicht erwarten, mein Kind zu sehen!"

Sie gingen weiter durch die sonnenheißen Felder und sprachen kein Wort mehr.

Die Knechte Gannas kamen in die Tretmühle, Simson zu holen.

„Was wollt ihr von ihm?" fragte Delila entsetzt.

Freundlich gaben die Männer Bescheid: „Nichts Böses."

„Ich fürchte mich nicht, Geliebte", flüsterte ihr Simson zu.

Die Männer hörten es. Er sprach nie mit einem von ihnen. Sie waren daran gewöhnt, daß er keinem Rede und Antwort stand. Jetzt wendeten sie sich an ihn: „Komm nur mit uns, ohne Fesseln ..."

Simson lächelte.

„Die Fürstin will dich sehen," sprachen sie, „Ganna will, daß alles Volk dich sieht, ... und sie will, daß du singst!"

Simson streckte suchend einen Arm aus. Delila griff danach, er zog sie an sich.

„Ja doch," lachten die Männer, „sie darf mit!"

Er bückte sich, lockte den Hund, der an ihm emporsprang.

„Auch für deinen Hund wird Platz sein", beruhigten sie ihn.

Als sie das Gittertor verließen, drang schon die Brandung des Festes an ihr Ohr. Das tosende Gewirr trunkener, ausgelassener Stimmen, das Kreischen der Weiber, das klingende Rauschen vieler Harfen, das dröhnende Schmettern der Horntrompeten, das lange, gellende Nachschwingen der geschlagenen Becken.

Bei ihrem Eintritt schwoll der Lärm in der Halle zu betäubendem Donner.

„Eine Gasse für Simson!" begehrten die Männer, die ihn geleiteten.

„Raum für Simson!" brüllten alle. „Simson! Simson!" heulte und johlte der Saal. Umbraust von

ungeheuerem Getöse, umdrängt von der tausendfachen Masse, überdröhnt von rasendem Beckenschlagen, ging er langsam vorwärts, geführt von Delila. Menschendunst, Geruch des verschütteten Weines, des gebratenen Fleisches, Duft der Blumen und Wolken des Räucherwerkes verdickten die Luft. Simson wurde erregt. Seine Schultern, seine Lenden streiften überall an Menschen, Hände griffen nach ihm, berührten ihn zaghaft oder dreist. Er begann zu zittern in seinem Herzen. Delila spürte das und wollte ihm ein Beschwichtigungswort zuflüstern, doch es war unmöglich. Jeder müßte sie hören. Sie preßte nur seine Hand fester und war glücklich, daß er den Druck erwiderte. So verständigten sie sich einige Male. Als der Hund, der sich verstört dicht hinter ihnen hielt, einmal getreten wurde und einen erschrockenen Schmerzenslaut ausstieß, blieb Simson stehen und wandte sein Antlitz zornig hin und her. Die Männer begütigten ihn rasch: „Es ist nichts.“ Er suchte mit der Hand nach dem Tier, streichelte das warme Fell und schritt weiter. Sie ließen ihn und Delila allein den Sockel emporsteigen. Nur der Hund folgte den beiden.

Endlich erschien Simson oben, zwischen den Säulen.

Ganz still wurde es in der Halle, wie er dastand, aufrecht und schön, jung und von natürlicher Hoheit, der Ausdruck seines edlen Antlitzes gesänftigt durch die Blindheit der Augen. Mitleidswürdig und furchterregend stand er da, und atmete schwer. Der Hund hatte sich zu seinen Füßen hingestreckt, ihm hing die

Zunge aus dem offenen Maul, er wedelte und gähnte ratlos verlegen, in Aufregung und Erschöpftheit.

Delila lehnte an Simsons Brust. Sie sah hinunter zur dichtgedrängten Menge, sie sah Zemeah gegenüber auf dem Thron, ihm zur Rechten saß Ganna und hatte ihre brennenden Augen auf Simson gerichtet. Zur Linken Zemeahs aber kauerte Kadita, das Haupt gesenkt, und scheute den Blick der Schwester.

Nach kurzem Schweigen schrien ein paar hundert Stimmen: „Ganna! Ganna!" Immer mehr fielen ein und der Saal erdonnerte unter dem Jubel: „Ganna! Ganna! Retterin! Retterin!"

In die kleinste Pause zwängten sich schrille Rufe: „Kadita! Kadita!" Aber sie wurden von dem begeisterten Gebrüll verschlungen: „Ganna! Ganna!"

Ganna stand auf, winkte nach allen Seiten, neigte sich grüßend und gebot dann mit einer Handbewegung Ruhe.

Nach und nach verebbte der Lärm.

Nun sprach sie: „Simson! Singe für uns!"

Der Blinde schwieg.

Sie sagte laut und ihre Stimme klang befangen: „Simson . . . hörst du mich . . .?"

Ganz wenig neigte Simson die Stirne.

„Singe, Simson", rief Ganna, wartete, und rief dann dringender: „Singe für mich . . . ich bin Ganna." Weil keine Antwort kam, sagte sie milder: „Singe für mich."

Simson schwieg.

Aber Kadita lachte laut.

Jetzt rief Ganna ohne Rückhalt: „Simson . . . mein Freund . . . ich liebe dich . . . singe . . . du erlauchter Sänger."

„Du wirst singen!" gellte eine Stimme, bei deren Klang Simson unwillig die Stirne runzelte. Der Hund fuhr auf beim Ton dieser Stimme und bellte wütend.

„Du wirst singen!" kreischte Ehi. „Warte . . . Manoah kommt . . . und die Mutter . . . sie bringen dir deine Harfe . . . du wirst singen . . ."

Das Gelächter, das anheben wollte, erstarb vor dem furchtbaren Schrei, der Simson entfuhr.

„Simson!" schrie Ganna. „Nicht ich habe das befohlen . . . glaube mir!"

Er hörte sie gar nicht. Er preßte Delila an sein Herz und flüsterte: „Das . . . kann ich nicht ertragen . . . das nicht . . ."

Delila umschlang seinen Hals: „Geliebter . . . du bist so stark wie einst . . . hier . . . diese Säulen . . . tragen die Halle . . ." Sie legte seinen Arm auf die eine der Säulen, sie lenkte ihm den andern zur zweiten.

„Ewiger," sprach er andächtig, mit aufwärts gerichteter Stirne, „Ewiger . . . dein Geist über mich . . . laß mich sterben . . . mit meinen Feinden . . ."

Er hielt die Säulen umfangen.

Delila küßte ihn: „Ich sterbe mit dir!"

Tränen stürzten aus seinen blinden Augen: „Laß mich sterben mit meiner Liebe . . .", schluchzte er. Und legte die ganze Kraft in den Druck der beiden Arme.

In der erwartungsvoll schweigenden Menge schrie Kadita gräßlich auf. Sie war die erste, die verstand, was geschah.

Aber schon krachte das Gebälk, schon stürzten Menschen, die dort oben gehockt waren, in die Tiefe, schon sausten Trümmer hernieder, tödliche Geschosse, und eine Sekunde später stieg Rauch und Staub hoch zum Himmel empor über dem Schutthaufen, in dem Simson begraben lag mit Delila . . . und alle andern. Auch der Hund.

Manoah und die Mutter waren eben an das Stadttor gelangt, als das knirschende, knatternde Getöse des Zusammenbruches die Luft erschütterte und die Staubwolke aufwirbelte, die den Himmel verfinsterte.

Die Bewaffneten liefen entsetzt davon, der Unglücksstätte zu.

Manoah zerriß sein Kleid, raufte sich das Haar und jammerte: „Mein Sohn! Mein Sohn!“

Ruhig, mit geschlossenen Augen stand die Mutter: „Du Gott . . .,“ sprach sie inbrünstig, „ich verzeihe dir . . . ich preise dich wieder . . . du bist ein Befreier aus der Knechtschaft . . . du wunderbarer . . . rebellischer Gott!“

Sie löste den Strick vom Hals, schleuderte ihn weit von sich, kehrte um und schritt heimwärts.

LIBRARY
OF
BIRMINGHAM-SOUTHERN
COLLEGE

E. STECHERT & Co